Preußens Antheil

an dem

deutsch-dänischen Streit

im Jahre 1848.

Difficile est satiram non scribere.

Von

G. v. Kappe.

Mit zwei Karten.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1864.

Vorwort.

Was bisher an Materialien zur Geschichte des deutsch-dänischen Streites bis zum Waffenstillstande von Malmö veröffentlicht worden ist, macht es schon jetzt möglich, eine im Wesentlichen vollständige Einsicht in den Verlauf desselben zu gewinnen.

Für das Militärische bieten die betreffenden Beihefte zum preußischen Militär-Wochenblatt aus den Jahren 1852 und 1854 und von Sichart's Tagebuch des 10ten Bundes-Armee-Corps eine reiche und, innerhalb der Grenzen, welche die eine und die andere Darstellung sich stecken, erschöpfende Quelle der Belehrung. Leider bricht der preußische Historiograph seine Erzählung mit der Schlacht bei Schleswig

ab; die Fortsetzung ist seit d. J. 1854 vergeblich erwartet worden. Es trifft sich aber sehr glücklich, daß von hier an von Sichart's Tagebuch gleichsam als Ergänzung einsetzt. Ueber die Expedition nach Jütland giebt dasselbe freilich keine oder doch nur vereinzelte Aufklärungen; doch dieser Mangel ist leicht zu verschmerzen, da dieser Zug keine erheblichen kriegerischen Ereignisse aufzuweisen hatte und ein so schleuniges Ende nahm. Eine empfindliche Lücke dagegen, welche jene beiden Publicationen lassen, ist das Fehlen einer treuen und erschöpfenden Darstellung des Antheils der preußischen Truppen an der Schlacht bei Düppel am 5ten Juni. Hier nun kamen mir schätzenswerthe Mittheilungen eines Augenzeugen und Mithandelnden zu Hülfe, die es mir möglich machten, von dem Verlaufe des Gefechtes auf preußischer Seite ein klares und eingehendes Bild zu entwerfen.

Für die Kriegsereignisse enthalten auch die Aufzeichnungen des Prinzen Friedrich von Noer manches Brauchbare.

Was die diplomatischen Verhandlungen betrifft, so gewähren die „Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte" (Leipzig bei Engelmann) ein so vollständiges Material, wie es dem Historiker nur selten zu Statten kommt. Ich verweise hier ein für alle Male auf diese unschätzbare Quelle; nur an einigen Stellen, wo es darauf ankam, falsche Vorstellungen zu berichtigen, die

durch frühere Darstellungen gäng und gäbe geworden sind, habe ich das genaue Citat unter den Text gesetzt.

Ich bin leider genöthigt gewesen, mit einem geschätzten und beliebten Schriftsteller, der in einem von der deutschen Lesewelt sehr günstig aufgenommenen größeren Werke auch die hier geschilderten Ereignisse behandelt, mich an vielen Stellen in Widerspruch zu setzen. Die mit vielem Talent geschriebene „Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges" von Graf Adalbert Baudissin zeigt, was die Begebenheiten bis zum Waffenstillstande von Malmö betrifft, eine so unglaublich nachlässige Behandlung, oft auch so völlige Unkenntniß der Quellen, daß sie den Werth eines belehrenden Buches durchaus verliert. Sie hätte wesentlich gewonnen, wenn der Verfasser, anstatt sie durch wortgetreue Wiedergabe unzähliger langathmiger Documente und Actenstücke zu unverhältnißmäßigem Umfange anzuschwellen, etwas mehr in die Tiefe gearbeitet und es sich hätte angelegen sein lassen, die jedermann zugänglichen Quellen der Belehrung sich zu Nutze zu machen, bevor er es unternahm, Andere zu belehren. Dann wäre es ihm möglich geworden, z. B. von der Schlacht bei Schleswig, von welcher er nur eine sehr dunkle Vorstellung hat, ein ebenso lebensvolles und klares Bild zu entwerfen, wie er es von der Schlacht bei Idstedt entworfen hat.

Es wird mir vielleicht die Frage vorgehalten werden,

ob es wohlgethan gewesen sei, die dunkle Episode preußischer Geschichte, von welcher diese Blätter handeln, wieder ans Licht zu ziehen? Es hat nicht geschehen können, ohne von noch lebenden Männern hart und schonungslos zu sprechen; und Freude wird die Betrachtung des Bildes, welches ich aufrolle, keinem preußischen, keinem deutschen Herzen bereiten. Wer erzählte auch nicht lieber den Ruhm und die Siege seines Vaterlandes, als Schmach und Fall desselben? Aber jedes Volk hat das Recht, zu erfahren, wie die, denen in der Vergangenheit die Hütung der nationalen Güter obgelegen hat, ihres Amtes gewartet haben; und es ist die Pflicht der Geschichte, darüber, unbeirrt durch Gunst und Ungunst der Menschen, die Wahrheit zu sagen. Durch Verschweigen und Bemänteln verleugnet sie ihren hohen Beruf. Aber sie kann auch nimmer schaden, indem sie ihn frei und furchtlos übt; denn die Wahrheit ist allezeit heilsam, für die Völker wie für die Einzelnen, und bei beiden ist es das Zeichen einer tief gehenden Krankheit, wenn sie nicht mehr ertragen werden kann.

Daß ich gerade jetzt diese Blätter der Oeffentlichkeit übergebe, bedarf der Rechtfertigung nicht. Stehen doch wieder preußische Heere auf schleswigschem Boden; ist doch wieder die europäische Diplomatie in Bewegung, um den Frieden wiederherzustellen. Welches wird das Ende sein? Welches Ende müssen wir Preußen wünschen? Die

Antwort auf diese Frage ist einfach, sie lautet: der Friede, welcher dem Streite mit Dänemark ein Ziel setzt, muß Preußens Ehre wahren, und da diese Ehre mit dem Recht der Herzogthümer zusammenfällt, so muß er dieses Recht wiederherstellen. Ob es ein feudales, ob es ein liberales Ministerium sein wird, welches den Streit zu diesem Ende führt — was liegt daran? Und so schwer und bitter wir auch im Inneren den Druck empfinden, mit dem das jetzige System auf uns lastet; so steigt doch, wenn wir des Waffenstillstandes von Malmö gedenken, der Wunsch aus tiefstem Herzen auf: vor dem Liberalismus, welcher jenen Vertrag schließen konnte, weil er kein Herz hatte für die Ehre des Staates, möge der Himmel Preußen für immer bewahren.

Jena, den 10ten April 1864.

Der Verfasser.

Das Erbrecht der Herzogthümer.

Am Sonntag Invocavit 1460 stellte König Christian I. von Dänemark in Ripen die Urkunde aus, in welcher er bekennt, „daß die ehrwürdigen Prälaten, strenge Ritterschaft, ehrsamen Städte und Einwohner des Herzogthums Schleswig, der Lande und Grafschaft Holstein und Stormarn“ ihn „gewählt haben zu einem Herzog von Schleswig, Grafen zu Holstein und Stormarn“, und daß sie ihm die Huldigung geleistet „nicht als einem Könige zu Dänemark, sondern als ihrem Herrn dieser vorbeschriebenen Lande.“ Und wie er selbst, heißt es dann weiter, „nur aus freiem Willen“ zu diesen Landen von den Einwohnern gewählt sei, so sollen „sie und ihre Nachkommen, so oft als diese Lande offen werden, ihre Wahl behalten“ und einen von seinen Nachkommen oder, wenn ein solcher nicht vorhanden, von seinen rechten Erben wählen.

Das beschränkte Erbrecht, welches die Stände von Schleswig und Holstein bei der Wahl Christian's I. dem Mannsstamm des Oldenburgischen Hauses eingeräumt hatten, erhielt eine festere Gestalt durch die Einführung der Primogenitur-Ordnung in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Nachdem dieselbe im Jahre 1616 durch einen Vertrag zwischen dem Herzog von Holstein-Gottorp und den Ständen seines Landes

für die eine Hälfte der Herzogthümer festgestellt, auch vom Kaiser bestätigt war*), wurde dieselbe im Jahre 1650 durch König Friedrich's III. von Dänemark „Erb-statutum Juris Primogeniturae et Majorennitatis“ auch für den andern, den königlichen Theil von Schleswig-Holstein eingeführt und vom Kaiser gutgeheißen. Es war somit für die gesammten Herzogthümer die alleinige Erbberechtigung des Mannsstammes gesetzlich festgestellt.

Für Dänemark, welches so lange ein Wahlreich gewesen war und von den eben erwähnten Festsetzungen nicht berührt wurde, erließ derselbe König Friedrich III. im Jahre 1665 die bekannte lex Regia, nach welcher der dänische Königsthron auf seine Nachkommen, Weiber sowohl wie Männer, sich vererbt.

Diese Verschiedenheit des in den Herzogthümern geltenden Erbrechts, welches niemals aufgehoben worden ist und des im Königreiche eingeführten haben die Könige von Dänemark, welche immer zugleich Herzöge von Schleswig-Holstein waren, zu unzähligen Malen feierlich anerkannt; mehr als einmal haben sie sich darauf berufen, um unberechtigte Ansprüche zurückzuweisen, welche auf die Herzogthümer oder auf Theile derselben erhoben wurden. „Die Fürstenthümer Schleswig und Holstein sind in uralter Erbeinigung verfaßt und einander incorporirt,“ heißt es in einer dänischen Staatsschrift schon 1588, also noch bevor die Primogeniturordnungen dem alten Herkommen eine gesetzliche Sanktion gegeben hatten. „Ihre königliche Majestät,“ sagt im J. 1696 eine andre dänische Staatsschrift, „nehmen eine doppelte Stellung ein (duplicem personam sustinent) als König und als Herzog.“ Im J. 1709 erklärte König Friedrich IV., daß „das in lege regia gewurzelte

*) „Jedoch den punctum electionis, vorinserirter Erklärung nach, ad jus Primogenituras reduciret,“ heißt es in dem Vertrage.

Erbrecht der königlichen Prinzessinnen und deren Descendenten sich auf die Herzogthümer nicht erstrecke." Derselbe König ging zwar demungeachtet 12 Jahre später, als er durch Eroberung in den Besitz des Gottorpischen Antheils an Schleswig gekommen war, mit dem Gedanken um, nunmehr das gesammte Herzogthum der Krone Dänemark zu incorporiren: aber als der mit einem Gutachten über diese Angelegenheit beauftragte Geheimerath v. Breitenau, der ehrlich genug war, der Wahrheit die Ehre zu geben, erklärte: daß der Ausführung des königlichen Planes „fast insuperable Hindernisse" im Wege ständen, namentlich die nicht zu beseitigenden Erbrechte des Mannsstammes, da stand auch Friedrich IV., wenn auch unwillig, von der Verfolgung seines Vorhabens ab. Noch 50 Jahre später erklärte die dänische Kanzlei in Kopenhagen die administrative Vereinigung der zum Königreich gehörigen Insel Amrum mit Schleswig für bedenklich, da das Herzogthum Schleswig einer andren Erbfolge unterworfen sei, als das Königreich*).

Was aber zu jener Zeit Rechtens war, ist es auch noch heute: niemals und nirgends ist ein Akt vollzogen worden, durch den das für die Herzogthümer geltende Erbrecht gesetzlich aufgehoben und ein andres an seine Stelle gesetzt worden wäre: es existirt kein Dokument, welches eine solche Veränderung ausspricht.

Die dänische Regierung verschloß die Augen nicht vor der im Falle des Aussterbens der männlichen Nachkommen Friedrich's III. drohenden Gefahr einer Trennung der Herzogthümer vom Königreich. Der weitblickende Graf Peter Andreas Bernstorff glaubte sie nahe genug herangerückt, um ernstliche Vorkehrungen gegen ihre Verwirklichung für nothwendig zu erachten. Der schwachsinnige König, Christian VII., hatte zwar einen

*) v. Warnstedt, Schleswig-Holsteins Recht. 3. Aufl. S. 26.

Sohn; seine schwächliche Constitution jedoch ließ für ihn auf kein langes Leben hoffen. Des Königs Bruder, Erbprinz Friedrich, hatte noch keine Descendenz. Starben, was zu befürchten nahe lag, diese drei männlichen Sprosse der älteren königlichen Linie, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, so trennten sich die Herzogthümer unter dem Herzog Friedrich Christian von Augustenburg von Dänemark, wo sich die Krone auf Christian's VII. Tochter, Louise Auguste vererbte. Dieser Eventualität vorzubeugen, vermittelte Graf Bernstorff im J. 1786 die Verbindung des Herzogs mit jener Prinzessin. Es war ein politisches „Arrangement", aber ein solches, durch das Niemandes Rechte gekränkt wurden. Seitdem ist die Kunst des „Arrangirens" ganz wunderbar vervollkommnet worden!

Dänemarks Versuche, es zu beseitigen.

Graf Bernstorff's Befürchtungen verwirklichten sich nicht: noch im Jahre 1786 wurde dem Erbprinzen ein Sohn geboren, des Kronprinzen Friedrich Gesundheit befestigte sich mehr und mehr; er erreichte bekanntlich als König ein hohes Alter. Die Gefahr indessen, wenn auch in eine fernere Zukunft entrückt, blieb bestehen. Das Jahr 1806 jedoch, welches die Auflösung des deutschen Reiches sah, an dem Holstein und sein Recht bis dahin einen mächtigen Hinterhalt gehabt, schien die erwünschte Gelegenheit zu bringen, dieses Herzogthum nunmehr unauflöslich an die dänische Monarchie zu ketten. Kronprinz Friedrich ließ im Namen seines geistesschwachen Vaters im Staatsrathe den Entwurf eines Patentes vorlegen, in welchem Holstein für einen „unzertrennlichen Theil" der dem königlichen Scepter untergebenen Monarchie erklärt wurde. Hiergegen meldete der Herzog von Augustenburg eine formelle Reservation an, „damit in der Zukunft eine den Sinn der königlichen De-

claration entstellende chicanöse Auslegung nicht den Erbrechten seines Hauses nachtheilig werden möge." Diese Verwahrung hatte zur Folge, daß aus dem „unzertrennlichen Theil" bei dem Erlaß des Patentes ein „ungetrennter Theil" wurde. Der Herzog glaubte sich in Folge dessen eines Protestes enthalten zu dürfen. Schweden und Rußland jedoch hielten den in dem Patente gebrauchten Ausdruck „Incorporation" für verfänglich genug, um eine Verwahrung dagegen für nöthig zu halten, und jetzt erklärte die dänische Regierung ausdrücklich, „daß die agnatischen Rechte durch das beanstandete Patent in keiner Weise gekränkt werden sollten."

Noch 10 Jahre später sprach sich ein dänischer Staatsrechtslehrer, Professor Schlegel in Kopenhagen, dahin aus, daß in Holstein „eine rein agnatische Erbfolge" gelte.

Der verunglückte Versuch vom J. 1806 hielt Friedrich VI. nicht ab, auf sein Vorhaben zurückzukommen. Kurz vor seinem Tode (1839) ließ er bei den Großmächten vorfragen, ob er auf ihre Unterstützung zur Bewerkstelligung eines Arrangements rechnen dürfe, wodurch eine Trennung der unter seinem Scepter vereinigten Lande würde verhütet werden. Die Antwort war eine Verweisung auf die entgegenstehenden agnatischen Rechte. Im J. 1852 existirten diese Bedenken für die Großmächte nicht mehr: man sieht, sie haben in der Zwischenzeit erhebliche Fortschritte in der Interpretation des Rechtes gemacht!

Mit dem Throne erbte Christian VIII. von seinem Vorgänger auch dessen Incorporations-Politik. Näher und näher rückte das Verhängniß heran: des Kronprinzen Friedrich erste Ehe war kinderlos geblieben, jetzt blieb auch die zweite unbeerbt; auch von dem Bruder des Königs, dem Erbprinzen Ferdinand, war keine Descendenz mehr zu erwarten. Es blieb kein Zweifel mehr: mit dem Sohne Christian's VIII. starb der

Mannsstamm Friedrich's III. aus. Schon war auch das dänische Volk der Gefahr, die dem Reiche drohte, sich völlig bewußt geworden: der Lebensnerv desselben war zerschnitten, wenn es die Herzogthümer verlor — das fühlte Jeder, und diese erschreckende Perspective erweckte in den Gemüthern eine Leidenschaft, welche, beständig wachsend, bald das ganze Volk wie im Taumel fortriß. Auch der König vermochte ihrem Andrang auf die Dauer nicht zu widerstehen. Intriguant, falsch und verschlagen von Natur, den Wegen offener Gewalt aus Mangel an Muth abgeneigt, suchte er anfangs das auch von ihm heiß ersehnte Ziel durch gütliche Verhandlungen zu erreichen. Im Juni 1842 ging er den Herzog Christian von Augustenburg mit Entschädigungsvorschlägen an: Niemand, sagte er, werde des Herzogs Erbrecht auf Holstein in Abrede stellen, aber er frage, was aus Dänemark werden solle, wenn ihm auch Schleswig verloren gehe? Des Herzogs Antwort war ablehnend: die Behauptung seiner Erbrechte sei für ihn eine Pflicht gegen die Herzogthümer selbst.

Unterdessen stiegen die Wogen der Leidenschaft im Volke immer höher: da man sich aber, wenn die gefürchtete Katastrophe einträte, bei aller Ueberschätzung der eignen Kraft doch nicht getraute, beide bis dahin eng verbundene Lande zu behaupten, so wurde die Losung ausgegeben: Dänemark bis zur Eider, die seitdem, mit kurzen Unterbrechungen, recht eigentlich das Schiboleth der dänischen Politik geblieben ist. Auf Schleswig nun, das auf diese Weise der Zankapfel in dem Streite zwischen den Herzogthümern an einem und Dänemark am andern Theil wurde, warfen sich die Annexirungsgelüste des dänischen Volks mit der ganzen fanatischen Verbitterung, der ganzen sich selbst verblendenden Leidenschaft, welche das Bewußtsein einer die Existenz bedrohenden Gefahr, verbunden mit dem Gefühl der Ohnmacht, doppelt quälend bei einem hochgespannten, auf eine nicht ruhmlose Vergangenheit pochenden Ehrgeiz, einem

Volke nur immer einflößen kann. „Den Schleswigern muß mit blutigen Streichen auf den Rücken geschrieben werden, daß sie Dänen sind," rief Orla Lehmann, welcher, ein geborner Holsteiner, jetzt dänischer geworden war, als die wüthendsten Eiderdänen. Im Jahre 1844 ging er in der Ständeversammlung von Roeskilde so weit, einen Antrag zu stellen: die Regierung möge unter Androhung von Exil im mildesten, von Tod im schlimmsten Falle jede Besprechung der Erbfolgefrage in den Herzogthümern verbieten. Man sieht, die nationale Leidenschaft grenzte schon damals an Wahnwitz.

Diesem ganzen Treiben, dem das Zeichen der Demagogie in ihrer schlimmsten Ausartung schon damals an die Stirn geschrieben stand, vermochte der König und die Regierung keinerlei Widerstand zu leisten. Aber während Christian VIII. auf der einen Seite den dänischen Zelotismus hegte und pflegte und die maaßlosesten Ausbrüche desselben wegen der patriotischen Gesinnung belobte, von der sie eingegeben seien, hörte er nicht auf, den Herzogthümern und den Augustenburgern gegenüber die Maske der Unschuld zu gebrauchen. „Man werde ihm doch die Dummheit nicht zutrauen, die Herzogthümer incorporiren zu wollen," so und ähnlich lauteten seine Antworten, wenn die in den Herzogthümern herrschenden, nur allzu begreiflichen Besorgnisse an den Stufen des Thrones offen und loyal, wie es die deutsche Art mit sich bringt, ausgesprochen wurden.

Der offene Brief vom 8. Juli 1846.

Man kannte den König zu gut, um seinen Worten zu trauen; denn es galt von ihm, wenn auch in einem neuen Sinne, das Wort jener alten dänischen Staatsschrift anwenden: Rex Daciae duplicem personam sustinet! Bald fiel denn auch die zwar Niemanden täuschende, aber doch auf Täuschung

berechnete Maske, die er so lange getragen: am 8. Juli 1846 erschien der weltkundig gewordene „Offene Brief“, welcher zur völligen Beseitigung der hinsichtlich der Erbfolge in den Herzogthümern verbreiteten Zweifel und Besorgnisse den treuen Unterthanen kund und zu wissen that: daß in Schleswig das Erbfolgegesetz des Königreiches gelte, in Betreff einzelner Theile von Holstein indessen Verhältnisse obwalteten, die den König verhinderten, sich mit gleicher Bestimmtheit über das Recht seiner Nachfolger auf dieses Herzogthum auszusprechen. Daß der Offene Brief ein politischer Fehler war, liegt auf der flachen Hand. Wollte der König Schleswig incorporiren, — und er wollte es; der offene Brief war eine Concession an die eiderdänische Incorporationspolitik — so konnte es nur durch einen Akt der Gewalt geschehen; das Gelingen dieses Aktes wurde aber sehr wesentlich gefährdet, indem man die Absicht dazu langer Hand vorausverkündete, anstatt ihn rasch zu vollziehen. Anstatt den Gegner zu überrumpeln, allarmirte man ihn und gab ihm die Zeit, sich in Schlachtordnung zu stellen. Die Erklärung dieses Widerspruchs finden wir in dem Charakter des Königs: Christian VIII. war gewissenlos genug, das Schlechte zu wollen, aber nicht entschlossen und — wir nehmen es zu seiner Ehre an — nicht verhärtet genug, um es, zumal auf dem Wege roher Gewaltthat, zu vollführen.

Daß er selbst der Schlechtigkeit seiner Handlungsweise sich vollkommen bewußt war, geht mit völliger Klarheit aus einem seitdem zu öffentlicher Kenntniß gekommenen Briefe hervor, den er einige Tage nach dem Erlaß des Offenen Briefes an seinen gerade auf der Durchreise in Kopenhagen anwesenden Schwager, den Herzog von Augustenburg, schrieb: er bedauert darin, daß „Umstände“ ihn verhindern, den Herzog diesmal zu sehen, versichert überzeugt zu sein, daß er nicht anders handeln könne, da die Erhaltung der dänischen Monarchie sein oberstes Ziel sein müsse, und erklärt sich schließlich bereit, den Herzog für

die Rechte, die ihm entzogen seien, zu entschädigen! — Man denkt dabei unwillkürlich an den Dieb, welcher hartnäckig leugnet, gestohlen zu haben, zugleich aber sich willig zeigt, das Gestohlene herauszugeben.

Ein hochstehender dänischer Beamte, der an den Berathungen, welche dem Erlasse des Offenen Briefes vorausgingen, theilgenommen hatte, schrieb nach zwei Jahren: „mögen meine näheren Bekannten es wissen, daß ich keine Zeile des Offenen Briefes geschrieben habe und ihn .... aufs tiefste beklage; ich fürchte, das Stigma wird bleiben." Ein andres Mitglied der berufenen „Commission", den Freiherrn von Pechlin, sah ein Freund am 10. Juli in der furchtbarsten Gewissensbedrängniß und Zerknirschung *).

Möchte man dem Allen gegenüber nicht lachen, wenn wir heute deutsche Staatsmänner, deutsche Zeitungen, die es lieben, sich für die Vorkämpfer des Rechts und der Gesetzlichkeit auszugeben, beflissen sehen, den verlogenen Anmaßungen der Dänen das Wort zu reden? O man hat erstaunliche Fortschritte in Deutschland gemacht! Im Jahre 1846 dachte man anders. Lassen wir einen Legitimisten von damals sprechen. „Vor dieser großen Nationalsache," sagt Radowitz, „traten alle Parteiungen zurück, die auf unserem Vaterlande ruhen: der Legitimist, der Liberale und der Radikale, der Katholik und der Protestant, der Oesterreicher, der Preuße, der Sachse, der Franke, der Schwabe, der Baier, Alle erhoben sich wie Ein Mann. Ein Schauspiel, das der höchsten Beachtung werth ist."

Und die Herzogthümer selbst, diese desperaten Herzogthümer, von denen es noch vor zwei Jahren hieß, sie wollten sich als transalbingische Republik constituiren, und von denen man uns heute glauben machen will, daß sie schon wieder von der revolutionären Propaganda völlig unterwühlt seien — was

*) v. Warnstedt, Schlesw.-Holst. Recht. 3. Aufl. S. 41.

thaten die Herzogthümer im Jahre 1846 gegenüber der Erklärung ihres Herzogs, welche ihre 400jährigen Rechte, die Grundlagen ihrer nationalen Existenz mit einem frechen Federstrich zu vernichten unternahm? Sie verwahrten feierlich ihr Recht: mit der Ruhe und männlichen Würde, die diesem Volksstamme eigen sind, erklärten die in Itzehoe versammelten holsteinischen Stände in einer — nicht angenommenen — Adresse an den König Herzog: „Euer Majestät Vorfahren haben unsre Väter die Selbständigkeit des Landes, das Erbrecht des Oldenburgischen Stammes in die Hände gegeben; eidlich haben diese für sich und ihre Nachkommen die Erhaltung des anvertrauten Gutes gelobt. Treu hat der Holste stets die Pflicht gegen seinen Fürsten erfüllt. Wir wissen von keinen verlorenen Schlachten oder von Staatsverträgen, wodurch dem Lande seine Selbständigkeit genommen, das damit eng verbundene Erbrecht des Regentenstammes verändert, von keinem Verbrechen des Volkes, wodurch sie verwirkt worden.“

Im September 1846 durfte Christian VIII. ungefährdet durch die Lande reisen, deren theuerste Güter, deren ganze Zukunft er eben erst mit Vernichtung bedroht hatte. Aber in Städten und Dörfern, durch die sein Weg ihn führte und wo er sonst immer herzlich war begrüßt worden, empfing ihn Grabesstille; kein Gruß, kein freudiger Zuruf begleitete ihn in das Plöner Schloß.

Das war die einzige Rache, die das Volk an seinem treulosen Fürsten nahm. Der Herzog von Augustenburg erklärte in Kopenhagen und in Frankfurt seinen Protest gegen den Offenen Brief. In der Versammlung der schleswigschen Stände jedoch ging der wahrhaft fürstlich gesinnte Mann in übertriebener ritterlicher Großmuth so weit, sich gegen einen Antrag zu erklären, der darauf ging, beim Könige auf die Entlassung des Grafen C. Moltke zu dringen, des schlechten Mannes, in dem die deutschen Herzogthümer ihren schlimmsten Gegner kannten.

Sogar der Bundestag setzte sich für das bedrohte Recht Schleswig-Holsteins in Bewegung. In dem bekannten Beschluß vom 17. September 1846 verwahrte er das Recht Holsteins auf Selbständigkeit, auf Verbindung mit Schleswig und auf agnatische Erbfolge. Zehn Tage vorher hatte Christian VIII. durch seinen Gesandten erklären lassen, daß es bei der Erlassung des Offenen Briefes ihm nicht in den Sinn gekommen sei, jene Rechte in Frage zu stellen! Dem gegenüber konnte die Frage nur die sein: wann der König gelogen hatte, ob am 8. Juli oder am 7. September.

Am 20. Januar 1848 starb Christian VIII. Er war zu schwach gewesen, dem Andrängen der im Volke allmächtigen eiderdänischen Partei Widerstand zu leisten und dem klaren, bestimmt formulirten Programm derselben: gewaltsame Einverleibung Schleswigs unter Preisgebung von Holstein, ein andres Programm entgegenzustellen. Er hatte ein solches im Einverständniß mit dem Grafen C. Moltke entworfen, welches darauf hinausging, Dänemark und die Herzogthümer unter einer gemeinsamen Verfassung zu vereinigen und mit deren Hülfe die im Königreiche geltende Erbfolge auch in Schleswig-Holstein einzuführen.

Friedrich VII. befolgte den Rath, den ihm sein Vater auf dem Todbette dringend an's Herz gelegt hatte und berief jenen Mann in's Ministerium. Am 28. Januar erschien ein königliches Rescript, welches die Absicht aussprach, gemeinschaftliche Stände für Dänemark und die Herzogthümer einzuführen und die Wahl von Vertrauensmännern hier wie dort anordnete, welchen die neue Verfassung zur Gutheißung vorgelegt werden sollte.

Die Kopenhagener Revolution im März 1848.

Das Rescript rief in Kopenhagen die leidenschaftlichste Erbitterung hervor; das eiderdänische Programm war ja darin aufgegeben, während das Volk von nichts anderem mehr wissen wollte, als von der Eroberung Schleswigs. In der Presse, in Adressen und Petitionen, in Versammlungen und Plakaten wurde die Entlassung des Ministeriums gefordert, das Vaterland in Gefahr erklärt, zu Geldbeiträgen für die Niederwerfung Schleswigs aufgefordert, seinen „aufrührerischen" Bewohnern mit Pulver und Blei gedroht. Die Revolution war auf dem Punkte loszubrechen; die schon vorher drohende Stimmung war durch die Nachrichten aus Paris zum Paroxysmus gesteigert worden. Die Regierung verhielt sich passiv: doch herrschte seit Anfang März im Kriegsministerium die regste Thätigkeit, im Königreiche wurden die Beurlaubten einberufen, *in den Herzogthümern dagegen die Regimenter bis auf die allernothwendigste Mannschaft beurlaubt.*

Und wie verhielten sich der Vergewaltigung gegenüber, welche ihnen drohte, die Schleswig-Holsteiner, die dänischer Fanatismus schon damals Insurgenten nannte und deren später ihnen abgedrungene Nothwehr selbst in Deutschland parteiische Verblendung und Unwissenheit als Aufruhr brandmarkte? Am 18. März versammelten sich, nach Einholung der obrigkeitlichen Erlaubniß, die Abgeordneten der holsteinischen und der schleswigschen Ständeversammlung in Rendsburg und beschlossen, dem Landesherrn die Besorgnisse und Wünsche des Landes offen und vertrauensvoll vorzutragen. Muthig und unerschrocken betraten die treuen Holsten — es war eine Deputation von 5 Männern — mit unbewaffneten Händen, ohne einen andern Schutz, als das Bewußtsein ihres guten Rechts, das feindliche Lager, wo schon — sie wußten es wohl — die Waffen geschmiedet wurden, die

ihnen Verderben bringen sollten. Ihnen war Treue und Glauben kein leerer Schall, darum trauten sie auch Andren, vor allem ihrem Fürsten. Daß sie zu viel und zu lange vertrauten — das allein kann wer nur immer billig denkt, ihnen zum Vorwurf anrechnen.

Die Kunde von der in Rendsburg abgehaltenen Versammlung und ihren Beschlüssen kam nach Kopenhagen. Orla Lehmann berief sofort — am 20. März — eine Versammlung nach dem Casino, die er mit der Erklärung eröffnete: „die Revolution sei in den Herzogthümern ausgebrochen, eine provisorische Regierung in Rendsburg eingesetzt. Der König sei unfähig, die Regierung zu führen, er wolle ihm das ins Gesicht sagen, die Minister Verräther.“ Die Lüge von der Erhebung der Herzogthümer wurde von der aufgeregten Menge bereitwillig geglaubt; die Versammlung nahm eine ihr vorgelegte Adresse an den König an, welche die Entlassung des Ministeriums forderte und mit den Worten schloß: „wir bitten Ew. Majestät, die Nation nicht zur Selbsthülfe der Verzweiflung zu treiben.“ Diese Sprache war deutlich, und als am folgenden Tage eine Volksmenge von 16,000 Köpfen sich vor dem Schlosse einfand, um des Königs Antwort auf die Adresse zu vernehmen, fand derselbe sich bewogen, nachzugeben: Orla Lehmann wurde Minister. — Tags darauf, am 22. März, langte die Deputation der Herzogthümer in Kopenhagen an. Alsbald erschienen bei ihr „Abgeordnete des Volks“, welche ihr eröffneten, daß das Volk den Consul Hoge als Bürgen für sie angenommen habe. Dieser Herr eröffnete hierauf den Schleswig-Holsteinern, er bürge mit seinem Kopfe dafür, daß sich Keiner von ihnen aus der Stadt entferne: auf ihr Ehrenwort mußten sie ihm versprechen, sich jedes Fluchtversuchs zu enthalten. Sie waren also Gefangene. Gleichzeitig wurde die ganze Küste der Insel Seeland abgesperrt, kein Schiff durfte nach den Herzogthümern abgehen: es sollte keine Nachricht von dem, was in der Haupt-

stadt vorging, in die bedrohten Lande gelangen. Aber noch mehr: Orla Lehmann stellte sich bei der Deputation ein, machte ihr die besten Hoffnungen und bewog sie, nach Kiel zu schreiben: „die Hoffnung auf eine zufriedenstellende Ausgleichung sei noch nicht aufgegeben, es sei unerläßlich, jede Gewaltmaaßregel zu vermeiden.“ Das ließ der dänische Minister den Schleswig-Holsteinern sagen, nachdem am Tage vorher der Befehl an die dänischen Truppen abgegangen war, in Schleswig einzurücken. Und dem gegenüber wagt man es noch heute, selbst in Deutschland, die Nothwehr der Herzogthümer im Jahre 1848 Empörung zu nennen! Es thut eben nichts, der Jude wird verbrannt!

Am 23. März wurde die Deputation ins Schloß beschieden. Bevor er sie vorließ, befahl der König einen Beamten der schleswig-holsteinischen Kanzlei, den wackern Francke, in sein Cabinet; er eilte ihm entgegen, umarmte ihn mit dem Ausruf: seit drei Nächten habe er nicht geschlafen, er habe gar keine Verantwortlichkeit mehr. Hierauf empfing er die Deputation freundlich und huldvoll; die Ansprache des Kammerherrn von Neergard, in der ihn dieser beschwor, die Gewaltthat abzuwenden, welche die Rechte der Herzogthümer zu vernichten drohe, erschütterte den von Natur gutherzigen Mann sichtlich. Aber er konnte nicht mehr, wie er wollte: er schüttelte den Kopf und entließ die Deputation mit einem freundlichen Lebewohl. Auf der Rückfahrt nach dem Gasthause, wo sie abgestiegen war, wurde sie von dem wüthenden Pöbel insultirt, man versuchte ihren Wagen umzuwerfen, nur mit Mühe gelang es den Studenten, sie vor dem Aeußersten zu schützen. Auch im Gasthof waren sie nicht mehr sicher: auf den Rath des Consul Hoge flüchteten sie auf langen Umwegen in das königliche Schloß. Auch hier war ihres Bleibens nicht lange: der Minister Monrad eröffnete ihnen, daß der König befohlen habe, sie auf ein Kriegsschiff und sicher nach Kiel zu bringen; er werde

sich aber vielleicht, wenn das Volk sich ihrer Rückkehr nach den Herzogthümern widersetze, genöthigt sehn, sie auf eine Festung zu schicken. Eine Zeitung hatte schon gefordert, die fünf Deputirten müßten als Geißeln zurückgehalten werden.

Erst als sie schon an Bord waren, überbrachte Orla Lehmann ihnen die endgültige Antwort des Königs auf ihre Adresse: sie enthielt die Incorporation von Schleswig. Der Kapitän des Kriegsschiffes sorgte dafür, daß die Fahrt von Kopenhagen nach Kiel drei Tage dauerte; die von Jütland eingerückten dänischen Truppen sollten Zeit bekommen, Rendsburg zu überrumpeln, während die Kieler, durch den von Orla Lehmann diktirten Brief der Deputation sicher gemacht, in der Hoffnung auf eine gütliche Beilegung stille säßen.

Die Erhebung der Herzogthümer; Bildung der provisorischen Regierung am 23. März.

Aber die Gewalthaber in Kopenhagen hatten falsch gerechnet. Trotz der Vorsichtsmaßregeln, die sie getroffen, war am 23. März die Kunde von der Revolution in der Hauptstadt und dem Siege der eiderdänischen Partei nach Kiel gelangt. Jetzt wäre längeres Zögern Verrath am Vaterlande gewesen. Noch in der Nacht vom 23. zum 24. März constituirte sich eine provisorische Regierung, welche am folgenden Morgen feierlich proklamirt und sofort von ganz Holstein anerkannt wurde. Sie erklärte, die Leitung der Angelegenheiten übernommen zu haben „zur Aufrechthaltung der Rechte des Landes und der Rechte des angestammten Herrschers". Sie erkannte also den König von Dänemark als Herzog von Schleswig und Holstein auch jetzt noch an, nachdem er die Rechte dieser Lande den rachsüchtigen Plänen der dänischen Demagogen gewissenlos preis-

gegeben hatte; nur gegen die Machthaber in Kopenhagen und ihre Uebergriffe, nicht gegen den unfrei gewordenen Fürsten und sein Recht war die Erhebung der Herzogthümer gerichtet.

Wenn wir nicht noch heute sähen, mit welcher Bereitwilligkeit allen in Kopenhagen erfundenen Lügen — darauf berechnet, die gute Sache der Herzogthümer zu verdächtigen — von den Anhängern einer gewissen Partei in Preußen Glauben geschenkt wird; wenn nicht die Beflissenheit vor Augen läge, mit der diese Lügen unter der Maske der Unparteilichkeit in Umlauf gesetzt werden, so könnten wir uns der Mühe überheben, die Unsinnigkeit der Behauptung zu constatiren: daß die damalige Erhebung eine Augustenburgische Intrigue gewesen sei. Als die provisorische Regierung sich bildete — ganz unvorbereitet, der Prinz von Noer und Graf Reventlow wurden durch Eilboten erst nach Kiel berufen — war Herzog Christian in Berlin; er hatte an diesem ersten entscheidenden Schritt keinen Antheil. Während die Herzogthümer sich zur Selbsthülfe anschickten, entschlossen, die drohende Gefahr auf eigene Hand zu bestehen, erwartete der Herzog nur von auswärtiger Hülfe Heil; er suchte und fand sie beim Könige von Preußen. Er ging, wie man sieht, einen andern Weg, als die daheimgebliebenen Patrioten: so zerfällt die Behauptung, er habe die Erhebung hervorgerufen, angesichts der Thatsachen in Nichts. Sie ist eine Lüge des an Lügen so reichen dänischen Historiographen Wegener: schlimm genug, daß sie auch in Deutschland Glauben gefunden hat.

Friedrich Wilhelm's IV. Brief vom 24. März. Die Beschlüsse des Bundestages vom 4. und 12. April.

In dem bekannten Briefe vom 24. März 1848 sprach der König von Preußen als seine rechtliche Ueberzeugung aus:

1. daß die Herzogthümer selbständige Staaten sind;
2. daß sie fest mit einander verbundene Staaten sind;
3. daß der Mannsstamm in den Herzogthümern herrscht

und versprach, dieselben „gegen etwaige Uebergriffe und Angriffe mit den geeignetsten Mitteln zu schützen".

Man hat uns nun zwar belehren wollen, jenes Königswort sei nicht verbindlich gewesen, weil die Revolution es erzwungen. Vor der geschichtlichen Wahrheit jedoch besteht diese Auffassung nicht: schon der Beschluß des Bundestages vom 17. September 1846 hatte die Rechte der Herzogthümer unter den Schutz des deutschen Bundes gestellt: das Versprechen Friedrich Wilhelm IV., jetzt, wo ihnen Vernichtung drohte, sie zu schirmen, war also nur die Erfüllung einer 2 Jahre früher übernommenen Verpflichtung. So lange also nicht bewiesen sein wird, daß schon der Bundesbeschluß vom 17. Sept. 1846 eine Wirkung der Revolution von 1848 gewesen ist, so lange werden wir die Behauptung, daß der Brief vom 24. März ein wider die bessere Ueberzeugung der Revolution gemachtes Zugeständniß gewesen ist, als eine tendentiöse Entstellung der geschichtlichen Wahrheit bezeichnen. Ihr Ursprung führt wiederum nach Kopenhagen zurück: schon eine Instruktion, welche der dänische Gesandte in London von Orla Lehmann und seinen Genossen am 25. März 1848 erhielt, stellte die Erhebung der Schleswig-Holsteiner als eine Rückwirkung der von Paris ausgegangenen Erschütterungen dar. Die Thatsachen, wie sie oben dargestellt sind, beweisen das Gegentheil: in Kopenhagen brachten die Nachrichten aus Paris die Revolution zum Ausbruch; die siegreiche Kopenhagener Revolution schickte sich zur Eroberung Schleswigs an, die Herzogthümer waren nur im Stande nothgedrungener Vertheidigung, als sie zu den Waffen griffen. — Durch die Beschlüsse vom 4. und 12. April stellte auch die deutsche Bundesversammlung die Rechte der Herzog-

thümer unter ihren Schutz; Preußen wurde mit der Führung der Verhandlungen und, wenn diese erfolglos blieben, des Krieges gegen Dänemark beauftragt.

Preussens Rüstungen und die Mission Wildenbruch's.

Schon vorher und ohne die Entschließungen der Bundesversammlung abzuwarten, hatte Preußen sich angeschickt, den Herzogthümern die Hülfe zu bringen, welche des Königs Brief vom 24. März ihnen verheißen hatte. Der Eifer, den es bei den Rüstungen an den Tag legte, berechtigte zu den besten Hoffnungen. Schon am 26. März erging der Befehl zur Concentrirung eines nach Schleswig-Holstein bestimmten Truppen-Corps bei Havelberg; am 3. April langte der Befehlshaber desselben, Oberst von Bonin, bereits in Rendsburg an, als Bürge der nahenden Hülfe aufs freudigste begrüßt. Tages darauf betraten die ersten preußischen Bataillone in Altona den Boden der Herzogthümer; wie im Triumph hielten sie ihren Einzug, endloser Jubel empfing sie, in denen man Retter und Befreier sah; mit Blumen bestreute man ihren Weg. So sehr war ihre Entsendung beschleunigt worden, daß vierzehn Tage verflossen, bis die letzten der zu gemeinsamem Handeln mit ihnen bestimmten Truppen anlangten.

Aber neben dieser drohenden Entfaltung der preußischen Kriegsmacht — gleichsam sie zu entschuldigen und den Gegner darüber zu beruhigen — lief die friedliche Mission eines preußischen Diplomaten her. Herr von Wildenbruch — er war dieser Mann des Friedens — fand den König von Dänemark schon auf schleswigschem Boden: in Sonderburg auf Alsen entledigte er sich seines Auftrags. Er war in der Lage, im Namen seines Souveräns zu erklären, daß derselbe einzig durch den Wunsch, die unheilbringende Einmischung der radikalen und

republikanischen Elemente Deutschlands zu verhindern, sich zur Dazwischenkunft in dieser Angelegenheit habe bestimmen lassen. Preußen wünsche „vor allen Dingen, die Herzogthümer Schleswig-Holstein ihrem König-Herzog zu erhalten," es sei gleich weit entfernt, „seinem eigenen Interesse oder dem Ehrgeiz dritter Personen (soll heißen: des Herzogs von Augustenburg) dienen zu wollen. Herr von Wildenbruch setzt sich förmlich in Ekstase für Dänemarks „Größe und Selbständigkeit". Ja er erklärt sich bereit, die von dänischer Seite geforderte Zurückziehung der preußischen Truppen aus Rendsburg bei seiner Regierung zu befürworten. — Ob Herr von Wildenbruch seiner eigenen Inspiration folgte, als er diese Sprache führte, ob einer höheren Weisung — wir wissen es nicht; das Ministerium, das wissen wir, hatte ihn zu solchen Erklärungen nicht ermächtigt; nur Gründe der Zweckmäßigkeit hielten es davon zurück, Herrn von Wildenbruch offen zu desavouiren*). Ein ehrlicher Mann in der That vermag die Sprache des Briefes vom 24. März und diejenige, die Herr von Wildenbruch in Sonderburg führte, nicht mit einander zu reimen. Doch wie dem auch sei: zu fürchten brauchten die Dänen einen Gegner nicht, der damit anfing, sie zu versichern, daß er ihren eigenen Vortheil im Auge habe. Preußen ist es gewesen, das damals, beim Beginn der Verwickelung, das dänische Volk zu der Geringschätzung anleitete, die es seitdem gegen die deutschen Mächte beständig an den Tag gelegt hat und deren bittere Früchte die Herzogthümer fast durch ein halbes Menschenalter in überreichem Maaße gekostet haben.

Die Mission des Herrn von Wildenbruch scheiterte an der Hartnäckigkeit der dänischen Minister. Fragen wir, welche Erklärung der Abgesandte des Königs von Preußen bei der dä-

---

*) Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte. 2. u. 3. Heft S. 75.

nischen Regierung abgeben mußte, um den Herzogthümern in Wahrheit zu nützen, so war es ohne Zweifel die: daß jeder Angriff auf die bei Flensburg stehende schleswig-holsteinische Armee von Preußen als Kriegserklärung werde betrachtet werden. Daß diese Armee in der dringendsten Gefahr schwebte, vernichtet zu werden, mußte Herr von Wildenbruch, wenn nicht früher, so doch in Rendsburg erfahren haben; dann aber war es seine Pflicht, die dieser Lage der Dinge entsprechenden Instructionen sich von Berlin ertheilen zu lassen. Gleichzeitig mit jener Erklärung aber und um ihr Nachdruck zu geben, mußten die zur Zeit in Rendsburg bereits angelangten preußischen Truppen gegen Flensburg vorgeschoben werden. Es fehlte bei denselben freilich noch an Cavallerie und Artillerie; zu einer Demonstration jedoch — und nur darum hätte es sich für den Augenblick gehandelt — würde man dieselbe wohl auch haben entbehren können. Erklärte doch der Oberst von Bonin seine Truppenmacht für genügend, um in Verbindung mit den schleswig-holsteinischen Truppen dem Feinde in der Flensburger Position die Spitze zu bieten*). Aber schon durch eine bloße Demonstration wäre die Katastrophe von Bau zu verhüten gewesen.

Bonin's Verhandlungen mit den Dänen und sein Ultimatum.

Erst am Tage nach dieser unglücklichen Schlacht wurde Oberst von Bonin, der bis dahin den gemessenen Befehl hatte, die Grenze des Herzogthums Schleswig zu respectiren, von Berlin aus ermächtigt, dieselbe zu überschreiten, um die in der Stellung von Bau schwer gefährdeten Truppen sicher zu stellen. Auch wurde er erst jetzt angewiesen, dem Oberbefehlshaber des dänischen Heeres anzuzeigen, daß jeder Angriff auf die Truppen der Herzogthümer von Preußen als ein casus belli werde ange-

*) Aktenstücke S. 77.

sehen werden. Hätte Bonin diese Instruktion mitgenommen, als er nach Rendsburg ging, so hätte sie von Nutzen sein können, jetzt kam sie zu spät. Selbst die Voraussetzung, auf welcher sie beruhte — daß nämlich die Dänen die Feindseligkeiten noch nicht eröffnet hätten — traf nicht mehr zu, und so war denn der preußische Befehlshaber genöthigt, den ihm ertheilten Weisungen eine den veränderten Umständen entsprechende Auslegung zu geben. Der energische Mann war sogleich mit sich darüber im Reinen, daß seine Aufgabe die sei: die Entfernung der Dänen aus Schleswig mit Güte oder mit Gewalt zu erwirken. Den Weg der Unterhandlungen jedoch zu betreten, wie er angewiesen war, mußte ihm für den Augenblick nur erwünscht sein, weil er unterdessen die Zeit gewann, deren er jetzt, wo die kleine Armee der Herzogthümer durch die Niederlage bei Bau völlig demoralisirt war, allerdings zur Sammlung und Ausrüstung seiner Streitkräfte bedurfte. Er schlug deshalb dem dänischen Obergeneral einen Waffenstillstand zur Eröffnung von Verhandlungen vor. Die Antwort war offner Hohn: des Obersten von Bonin Erklärung müsse „auf irgend einem Irrthum beruhen"; er werde sich vielmehr, so hoffe der König von Dänemark, der Aufforderung nicht entziehen, die derselbe hiermit an ihn richte: die provisorische Regierung abzusetzen und zur Wiederherstellung der landesherrlichen Autorität in Holstein mitzuwirken; um Schleswig könne es sich ohnehin gar nicht handeln, da dieses Herzogthum nicht der Competenz des deutschen Bundes unterstehe. Man sieht, daß die Mission des Herrn von Wildenbruch schon Früchte getragen hatte: Dänemark glaubte jetzt Preußen auch das Aergste bieten zu dürfen. Schon ein paar Tage vor dem Eintreffen des Bonin'schen Schreibens war ein Parlamentär, den er mit einem Briefe an Herrn von Wildenbruch nach Sonderburg abgeschickt hatte, in Flensburg als Gefangener festgehalten und ihm mit Eröffnung seiner Depesche gedroht worden. Nur einer

sehr nachdrücklichen Drohung Bonin's verdankte der Parlamentär seine Freilassung.

Der preußische Befehlshaber wiederholte in einem neuen Schreiben an den dänischen Obergeneral die Forderungen des ersten, indem er ausdrücklich die Räumung von ganz Schleswig als Vorbedingung für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen bezeichnete. An demselben Tage jedoch und von demselben Orte aus eröffnete Herr von Wildenbruch auf einen ihm von Berlin zugegangenen Befehl dem dänischen Minister des Auswärtigen, daß Preußen sich damit begnügen werde, wenn vor der Eröffnung der Friedensverhandlungen nur der südliche Theil von Schleswig bis Flensburg und Tondern von den dänischen Truppen geräumt würde*). Als die beiden einander so völlig widersprechenden Schreiben auf dänischer Seite einliefen, fragte man sich dort ohne Zweifel: was denn nun eigentlich Preußen wolle? Die Auflösung des Räthsels aber fand man ebenso unzweifelhaft in der Ueberzeugung: Preußen wisse es selbst nicht, oder es seien doch im Mittelpunkt des preußischen Staates divergirende Kräfte thätig, die seine Thätigkeit nach außen nothwendig lähmen müßten.

Als Bonin erfuhr, in welch seltsamer Weise seine Unterhandlungen mit der dänischen Regierung gekreuzt wären, säumte er nicht, die sich verwirrende Situation zu klären und das so schwer compromittirte Ansehen Preußens wiederherzustellen, so weit es eben möglich war. Er schickte am folgenden Tage, den 16. April, dem dänischen Obergeneral ein Ultimatum, welches auf Räumung von ganz Schleswig lautete und den 18. April als die letzte Frist bezeichnete, bis zu der er auf eine zustimmende Antwort warten wolle. Das war das erste männliche

*) Beiheft zum preußischen Milit.-Wochenbl. 4. Quartal 1832, 2. Abtheilung S. 84.

Wort, welches Preußen „nach einem Schwanken voller Widersprüche," wie eine dänische Staatsschrift mit Recht sich ausdrückt, zu Dänemark sprach.

Die Hülfstruppen des deutschen Bundes.

Die Verhältnisse auf deutscher Seite waren höchst eigenthümlicher Art. In Folge des Bundesbeschlusses vom 4. April war bei Harburg eine Division des 10. Bundes-Armee-Corps unter dem Befehle des hannöverschen Generals Halkett zusammengezogen worden, um, sollte es zum Kriege kommen, an der Seite der preußischen Truppen in demselben mitzuwirken. Es fehlte jedoch an jedem Einvernehmen zwischen diesem Corps und den preußischen Truppen: als diese fast schon vollzählig in und um Rendsburg standen, lag es auf ausdrücklichen Befehl noch in den Cantonnements jenseits der Elbe; erst am 15. April überschritt es dieselbe und nun einigte sich auch die preußische und die hannöversche Regierung, ihre Truppen unter den gemeinsamen Oberbefehl des General Halkett zu stellen, eines ritterlichen alten Kriegers, der in den Reihen der englischen Armee sich schon in dem Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel und bei Waterloo ausgezeichnet hatte. Mittlerweile war der Oberbefehl über die in Folge der Katastrophe von Bau noch verstärkten preußischen Truppen von dem Obersten von Bonin auf den Fürsten Radziwill übertragen worden. Dieser General langte in Rendsburg an, als eben die Frist ablief, welche Bonin den Dänen gestellt hatte. Auch er wollte unverweilt zum Angriff schreiten; es trat nun aber der eigenthümliche Umstand ein, daß sein Vorgesetzter, General Halkett, von seiner Regierung noch nicht zur Eröffnung der Feindseligkeiten ermächtigt war. So stak man denn im Hofkriegsraths-System! Im preußischen Hauptquartier jedoch war man entschlossen, sich nicht

daran zu kehren, daß auf die Mitwirkung der Bundes-Truppen noch nicht zu rechnen war; man brannte im Gegentheil vor Begierde, allein an den Feind zu kommen und den Ausschlag zu geben*). Der Beginn der Operationen wurde auf den 23. April, den Oster-Sonntag, festgesetzt.

Ursprünglicher Angriffsplan.

Bonin hatte mit dem Prinzen Friedrich von Noer folgenden Angriffsplan entworfen: der Prinz sollte am 23. mit einem Theile der vereinigten preußischen und schleswig-holsteinischen Truppen bis Mielberg, etwa 5/4 Meilen südlich von Schleswig, Bonin mit einer zweiten Colonne bis Groß-Rheide, etwa ebenso weit südwestlich jener Stadt, marschiren; am 24. sollte der Prinz bei Tagesanbruch die Dänen in der Front angreifen, Bonin jedoch, nachdem er schon um Mitternacht aufgebrochen, ihren rechten Flügel umgehen, so daß er um Tagesanbruch ihnen ihre Rückzugslinie, die Flensburger Chaussee, verlegt hätte. Durch diese combinirte Operation sollte der Feind auf den von Schleswig in nordöstlicher Richtung, durch Angeln, führenden Weg abgedrängt und hier von den nunmehr vereinten beiden Colonnen verfolgt werden. Das enge Défilé von Wedelspang jedoch, in das man ihn auf diese Weise zu treiben gedachte, sollte er von 4000 Mann unter dem Befehl des Majors von Zastrow, welche schon am 22. zur Ausführung dieser Umgehung über die Schlei bei Missunde her detachirt waren, verlegt finden. So hoffte man die ganze dänische Armee gefangen zu nehmen oder zu vernichten**). Der Fürst Radziwill hatte diesen Plan genehmigt.

*) Beiheft zum Milit.-Wochenbl. 1852. 4. Quartal, 2. Abth. S. 86.

**) Prinz Friedrich von Noer, Aufzeichnungen. 2. Aufl. S. 139.

Aber es sollte anders kommen. Am 21. April langte in Rendsburg General von Wrangel an, der in Folge des Bundesbeschlusses vom 15. d. M. von dem Könige von Preußen zum Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in den Herzogthümern ernannt worden war. In seine Hände mußte General Halkett das Commando niederlegen, dessen Uebernahme er erst am Tage vorher durch einen Armeebefehl angekündigt hatte. Wrangel hatte in Berlin dem Minister von Arnim, als er sich dessen Befehle erbat, versprochen, in acht Tagen solle Alles vorbei sein. Es sind jetzt zweimal acht Jahre verflossen, und wir sehen denselben General sich an derselben Aufgabe versuchen, an deren Lösung er damals mit so siegesgewisser Zuversicht ging.

Wrangels Disposition für den 23. April und die Schlacht bei Schleswig.

Wrangel eignete sich den für den Beginn der Operationen bestimmten Tag ohne Bedenken an: die Disposition selbst jedoch wurde erheblich abgeändert. Die Recognoscirung — mehr wurde für den ersten Tag nicht beabsichtigt — sollte etwa eine halbe Meile über Mielberg hinaus bis zum Kograben ausgedehnt werden: hier sollte die rechte Colonne unter General von Möllendorf bivouakiren, während die linke unter Bonin nach der ursprünglichen Disposition nach Groß-Rheide links abmarschiren und hier Halt machen sollte. Vergebens stellte der Prinz von Noer dem Obergeneral vor, daß bei dieser Abänderung des früheren Planes es schon am ersten Tage zum Gefecht kommen müsse; vergebens bat er ihn, mit den schleswig-holsteinischen Truppen, denen durch die von Wrangel befohlene Marschroute ein Umweg von 1½ Meilen vorgeschrieben war, den geraden Weg einschlagen zu dürfen, um mit ihnen, wenn

man ihrer bedürfe, rechtzeitig zur Hand zu sein. Die officielle Darstellung der Ereignisse des 23. April bezeichnet es als einen an diesem Tage sehr fühlbar gewordenen Uebelstand, „daß sowohl die preußischen Truppenführer als der Generalstab von den Terrainverhältnissen nur aus Hörensagen und nach General- oder sehr veralteten Special-Karten sich eine ungefähre Vorstellung hätten machen können.“ Mit Recht sagt daher der Prinz von Noer: „was wäre wohl natürlicher gewesen, als mit mir, der ich jeden Weg und Steg in den Herzogthümern kannte, diese auf eine sogenannte Recognoscirung des Fürsten Radziwill sich gründende Aenderung (nämlich des früheren Operationsplans) zu besprechen*)?“ Es geschah nicht. Vergebens stellte der Prinz auch vor, „daß der ganze Zug Jastrow's umsonst sei,“ wenn Wrangel auf seinem Vorhaben bestehe: es sollte nun einmal dabei sein Bewenden haben.

So begann denn in der Frühe des Ostermorgens der Vormarsch auf Schleswig. Die Halkett'sche Division, welche noch einen Tagemarsch hinter Rendsburg lag, sollte am folgenden Tage erwartet werden und dann mit vereinten Kräften der Angriff auf die feindliche Stellung erfolgen — so wenigstens wird officiell versichert. Ob es — strategisch betrachtet — zulässig war, die Mitwirkung einer noch so weit entfernten Truppenmasse in den Calcul zu ziehen, bleibe dahingestellt. Thatsache ist, daß diese Truppen am 24. April erst um 9 Uhr Morgens bei Schleswig anlangten, nachdem sie zum Theil einen Marsch von drei Meilen zurückgelegt hatten.

Alles jedoch, was menschlicher Verstand berechnen und erwägen mochte, wurde durch den Verlauf der Ereignisse am 23. April über den Haufen geworfen. Aus der Recognoscirung wurde eine Schlacht, die blutige Schlacht bei Schleswig, welche ohne Frage zu den merkwürdigsten, den unerhörtesten Dingen

*) Prinz Friedrich von Noer, Aufzeichnungen. 2. Aufl. S. 135.

gehört, welche die Kriegsgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat. — Sie endete mit dem Siege der deutschen Waffen, sie wurde zu einem neuen Blatt in dem Ruhmeskranze des preußischen Heeres und zugleich das erste in dem der jungen schleswig-holsteinischen Armee. Aber auch das ist gewiß, daß an den Erfolgen dieses Tages der Oberbefehlshaber keinen Antheil hatte. Nicht Wrangel hat die Schlacht bei Schleswig geschlagen, sie schlug sich selbst: sie wurde von einem Terrainabschnitt zum andern von den Unterbefehlshabern improvisirt, nicht nur bei ihrem Beginn, sondern in ihrem ganzen Verlauf. Wrangel that nichts, als daß er von Zeit zu Zeit den Befehl gab, sie abzubrechen, ohne daß diese Befehle irgend welche Folge gehabt hätten. Ob Wrangel geheime Instructionen von Berlin mitgenommen hatte — wir wissen es nicht; dieser Schleier wird wohl auch nie gelüftet werden: aber man müßte freiwillig die Augen schließen, um die Ueberzeugung von sich fern zu halten, daß es nicht seine Absicht war, den Dänen ernstlich zu Leibe zu gehn. Mag man aber auch hierüber denken, wie man wolle; mag man einen Scheinkrieg vom Standpunkte der Sittlichkeit, der Menschlichkeit verdammen oder nicht — unser Gefühl empört sich in seinen Tiefen gegen die Frivolität einer Komödie, die mit Menschenblut geschrieben wird — immerhin bleibt der eine schwere Vorwurf auf Wrangel lasten, daß er, der eine Heeresmacht von ungefähr 30,000 Mann unter seinen Befehlen hatte, durch Zersplitterung derselben die braven preußischen Truppen der dringenden Gefahr einer blutigen Niederlage aussetzte. „Der Moment war kritisch,“ heißt es an einer Stelle seines eignen Berichts: und es kam noch einmal im Laufe dieses Tages ein Moment, wo die Ferngläser der Offiziere des Generalstabes immer und immer wieder und lange vergebens der Gegend im Westen sich zuwendeten, von wo man die hochnöthige Unterstützung der noch intakten Bataillone des General von Bonin sich nahen zu sehen hoffte.

Verschiedene Umstände wirkten zusammen, um die Einhaltung der von Wrangel entworfenen Disposition zu verhindern. Zunächst das Ungestüm der Truppen: Führer sowohl wie Soldaten brannten vor Verlangen, an den Feind zu kommen, sich zuerst und allein mit ihm zu messen. „Und“, fügt die officielle Darstellung aufrichtig hinzu *), „hatte das angefeindete Preußenthum nicht auch seinen Theil an diesem Drang? wollte es nicht seine Schwungkraft zeigen, wollte es nicht beweisen, daß und wie es fähig sei, die beanspruchte, weil ihm zukommende, Rolle des Vorkämpfers auszuführen?“ Die Garde-Regimenter vor Allem dürsteten, ihr in den Märztagen ohne ihr Verschulden gekränkte Waffenehre zu rehabilitiren. So wurde denn am Morgen des 23. April der Vormarsch in freudigster Stimmung und munterem Tempo angetreten; nirgends war eine Spur von Gedrücktheit zu bemerken, selbst Nichtcombattanten baten, das Gewehr auf die Schulter nehmen zu dürfen, um Gefahr und Ehre des Gefechts mit ihren Kameraden zu theilen. Und als man erst mit dem Feinde handgemein geworden war, da war kein Halten mehr. Noch wesentlicher jedoch wurden Wrangel's Absichten dadurch gekreuzt, daß seine Voraussetzung, man werde schon den Kograben stark vom Feinde besetzt finden, sich nicht bestätigte. Man hatte auf dänischer Seite an diesem Tage einen Angriff nicht erwartet und wurde durch denselben vollkommen überrascht. Die Vorposten zogen sich in fluchtähnlicher Eile vor den anrückenden preußischen Truppen zurück, deren rechte Colonne nun ohne einen Schuß zu thun, den wichtigen Königsberg besetzte — in dessen Besitz am 3. Februar 1864 die Oestreicher mit stürmender Hand und mit den schwersten Opfern gelangten — ja ohne einen Schuß zu thun den nördlich davon gelegenen Theil des Dannewerks, welches

*) Beiheft zum Militär-Wochenblatt Febr. bis Sept. 1854. 3. Abth. S. 205.

sich hier an eine Nebenbucht der Schlei anlehnt, in ihre Hand bekam.

Dies war die erste Ueberschreitung der Disposition. Der Fürst Radziwill schickte denn auch an die Avantgarde den Befehl, das Dannewerk wieder aufzugeben und bis zum Kograben zurückzugehen: Graf Waldersee jedoch, der Commandeur derselben, erklärte sich entschlossen, den gewonnenen Vortheil nicht fahren zu lassen und Fürst Radziwill gab nach. Das kriegerische Feuer jedoch, angefacht durch den ersten Erfolg, trieb die vordersten Truppen auch über das Dannewerk hinaus: erst in Bustorf stießen sie auf den Feind, der sich nach der ersten Ueberraschung schnell gesammelt hatte und sich nun den Angreifern mit Entschlossenheit entgegen warf. Vom ersten Augenblick nahm das Gefecht einen so heißen und zähen Charakter an, daß es unmöglich gewesen wäre es abzubrechen; an ein Stehenbleiben war nicht mehr zu denken und die Führung konnte als nächstes Ziel nur mehr die eine Aufgabe ins Auge fassen: den Feind bis zum nächsten Terrainabschnitt, dem Défilé von Bustorf, zurückzuwerfen, um der andren Eventualität vorzubeugen, der nämlich, selbst mit Verlust zurückgeworfen zu werden. Diese Eventualität lag aber durchaus im Bereiche der Möglichkeit, da die Uebermacht auf dänischer Seite war; denn die Preußen standen bei Bustorf nur mit der Hälfte ihrer Macht, der rechten Colonne, zu der nur noch — eben im rechten Moment — die Avantgarde der linken Colonne gestoßen war. Das Gros der letzteren war, dem ihm gewordenen Befehle gemäß, wohl eine Meile rückwärts im Abmarsch nach Rheide begriffen. Prinz Friedrich von Noer aber mit den Schleswig-Holsteinern konnte, Dank den ihm vorgeschriebenen Umwegen, erst in 3—4 Stunden am Dannewerk eintreffen.

Der linke Flügel der Preußen stand völlig in der Luft; bald suchten denn auch die Dänen aus diesem Umstande Vortheil zu ziehen und eine Umgehung um den Bustorfer Teich her

auszuführen. Gelang dieselbe, so schwebten die preußischen Truppen in der größten Gefahr, gefangen genommen oder aufgerieben zu werden. Dies war der „kritische Moment", von dem der Bericht des Generals von Wrangel spricht. Der Ausgang wäre verhängnißvoll geworden, wenn die Dänen zu der Umgehung mehr Kräfte verwendet hätten; da dieselbe jedoch von nur zwei Bataillonen ausgeführt wurde, so gelang es dem umsichtigen und tapferen Führer der Avantgarde der Bonin'schen Colonne, Oberstlieutenant Wiesner, den Angriff abzuschlagen und den Feind, welcher sich schon in den Besitz des Dannewerks gesetzt hatte und à cheval desselben heranrückte, zu werfen und in wilder Flucht hinter den Bustorfer Teich zurückzutreiben. Hier wurde in der That das Dannewerk von den Preußen gestürmt, wenn auch unter anderen Umständen, als man in Deutschland damals sich vorstellte und noch heute sich vielfach vorstellt.

Dieser Erfolg auf dem linken Flügel der preußischen Stellung ermuthigte den auf dem rechten Flügel, in Bustorf kommandirenden General von Möllendorf zu dem Versuch, durch einen kräftigen Stoß den Feind nunmehr auch hier zurückzuwerfen. Der Angriff glückte: das Bustorfer Défilé wurde genommen.

Hier sollte nach Wrangel's Absicht das Gefecht abgebrochen werden; aber die Truppen drangen unaufhaltsam über die Brücke vor und verfolgten den zurückweichenden Feind durch die Vorstadt Friedrichsberg bis zur Schlei und den nach dem nördlichen Stadttheil und Schloß Gottorf führenden, von dessen Geschützen beherrschten Dämmen. Dies war die zweite Ueberschreitung der Dispositionen des Oberbefehlshabers.

Auch die Bataillone des Oberstlieutenant Wiesner mit zwei neuen Bataillonen der linken Colonne, welche der von Wrangel an Bonin abgefertigte Befehl, zur Unterstützung heranzurücken, erreicht hatte und die noch früh genug eintrafen, um mit zwei

Compagnien den entscheidenden Angriff der Wiesnerschen Bataillone zu unterstützen, — auch diese Truppen drangen westlich des Bustorfer Teiches vor. Der Befehl zum Halten, den Wrangel auch ihnen zuschickte, hielt sie nicht auf. Erst vor der Höhe des Pulverholzes, wo die Dänen Stellung nahmen und sich wieder zur Vertheidigung anschickten, kam auch das Gefecht wieder zum Stehen. Der erste Sturmversuch auf die Gehöfte Pulvermühle und Annettenhöhe gelang; aber kaum geworfen griffen die Dänen wieder an, innerhalb des Wohnhauses der Annettenhöhe kam es zu einem verzweifelten Kampfe Mann gegen Mann, von Stube zu Stube, endlich blieben die Dänen Herren des Platzes. Durch einen erneuten Angriff jedoch wurden jene Gehöfte, die Stützpunkte der feindlichen Stellung, nach langer und hartnäckiger Gegenwehr von den Preußen wieder genommen, welche den Feind nun bis unter das schützende Feuer seiner auf der dominirenden Höhe des Thiergartens aufgestellten Kanonen zurücktrieben. Die jungen preußischen Soldaten, die heute zum ersten Male ins Feuer gekommen waren, standen und avancirten mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit im dichtesten Kugelregen. Länger als zwölf Stunden waren sie schon auf dem Marsche und im Gefecht; ihr froher Muth jedoch und ihre gute Laune war ihnen treu geblieben; lustig bis zum Uebermuth, stellten sie sich unter einander Aufgaben, wie bei einem Wettschießen, applaudirten, wenn ein Schuß getroffen hatte, riefen den Gegnern zu, ihre Sache besser zu machen, hielten, um sie zu täuschen, aus ihrer gedeckten Stellung die Helme empor, auf welche dann, zu ihrer Freude, die Dänen wacker losknallten, und nannten die Kugeln, die von jenseits kamen, Ostereier, die ihnen die Danskes bescherten.

Im Angesicht des Thiergartens stand das Gefecht wieder. Und jetzt kam der Moment, wo in der Umgebung des Oberbefehlshabers die Blicke sich sehnsüchtig nach Westen wendeten, wo man von Minute zu Minute darauf wartete, daß General

von Bonin einträfe, um den entscheidenden Stoß in die rechte Flanke des Feindes auszuführen, der diesen zwingen würde, die Höhe des Thiergartens zu räumen.

Doch man hörte und sah nichts von Bonin. Durch einen nicht aufgeklärten Zufall war der Befehl, den Wrangel während des Gefechtes bei Bustorf an ihn abgeschickt hatte, nur bis zu dem zweiten Treffen seiner schon auf dem Marsch nach Rheide begriffenen Colonne unter Major von Steinmetz, nicht bis zu ihm selbst gelangt. Er war daher, während Steinmetz schleunig Kehrt gemacht und seine beiden Bataillone nach Bustorf geführt hatte, in westlicher Richtung weiter marschirt, hatte Groß-Rheide erreicht und nördlich dieses Dorfes am Kograben Halt gemacht, um der Disposition gemäß hier zu bivouakiren. Hier erst erreichte ihn ein erneuerter Befehl des Obergenerals, zur Unterstützung der bei Schleswig fechtenden Truppen vorzugehen. Nachdem auch jetzt noch eine geraume Zeit über dem vergeblichen Versuch, den Major von Steinmetz, welchen man noch in der Nähe glaubte, heranzuziehen, verflossen war, brach endlich Bonin auf, um über Husby und Klein-Dannevirke eine Diversion in die rechte Flanke des Feindes zu machen. Der Weg jedoch, den er zurückzulegen hatte, war weit, und so wartete Wrangel noch lange vergeblich auf den Kanonendonner im Westen, welcher die nahende Hülfe ankündigen würde.

Der Oberbefehlshaber gab sogar die Hoffnung auf, daß es gelingen werde, die entscheidende Position des Thiergartens zu nehmen; als der Prinz von Noer, der mit seinen Truppen eben erst auf dem Kampfplatz angelangt war, sich bei ihm meldete, sagte er zu ihm: ich denke, wir hören auf*). Der Prinz

*) Die von dem Prinzen geschilderte Scene muß sich hier ereignet haben, nach der Darstellung im Mil.-Wochenblatt (Beiheft) Febr. bis Sept. 1854, 3. Abtheil. S. 278, um 5½ Uhr, obgleich der Prinz (Aufzeichnungen S. 162) 4½ Uhr als die Zeit angiebt.

remonstrirte lebhaft: man werde, wenn man heute hier stehen bleibe, morgen dieselbe Aufgabe haben, dabei aber einen gesammelten und wieder zu innerem Halt gelangten Feind vorfinden, während derselbe jetzt durch wiederholte Niederlagen bereits stark erschüttert sei. Wrangel blieb jedoch dabei, er wolle aufhören. In diesem Augenblicke sah man die schleswig-holsteinischen Jäger auf der andern Seite des Wiesengrundes, der rechten feindlichen Flanke gegenüber, in Schützenkette debouchiren. Aergerlich fuhr Wrangel den Prinzen an: ich sage, wir hören auf, verstehen Sie mir?

Es wurde aber nicht aufgehört; jenes Eingreifen der schleswig-holsteinischen Jäger war vielmehr das Signal zu einem entscheidenden Sturmangriff, den jetzt mit schlagenden Tambours der Major von Steinmetz mit den zwei Bataillonen des Königs-Regiments gegen die Front der feindlichen Stellung machte. Dieser tapfere Offizier hatte seit seinem Eingreifen ins Gefecht die Einnahme des Thiergartens sich für diesen Tag zum Ziel gesetzt und daran unerschütterlich festgehalten. Jetzt wurde sein Sturmversuch von zwei Punkten her unterstützt: denn gerade als die Jäger des Prinzen von Noer vorbrachen, dröhnten endlich auch Bonin's Kanonen in der Nähe; sie begannen ihr Feuer gegen die auf der Höhe des Thiergartens stehende dänische Artillerie zu richten, welche alsbald abfuhr und damit zugleich das Zeichen zum Rückzuge des Fußvolks gab*). Die schon aufs äußerste erschöpften preußischen Truppen stürmten, nachdem sie

*) Die officielle Darstellung im Militär-Wochenblatt vindicirt das Verdienst der Einnahme des Thiergartens ausdrücklich nur der Diversion des Generals von Bonin, der Prinz Friedrich von Noer ausschließlich seinen Truppen. Die Wahrheit wird ungefähr in der Mitte liegen. Ein höherer preußischer Offizier, der hier ebenfalls kommandirte, äußerte gegen den Verfasser freimüthig: den Ausschlag hätten am Thiergarten die Schleswig-Holsteiner gegeben. Daß jedoch Bonin's Eingreifen an seinem Theil zu diesem letzten Erfolge auch beigetragen, soll darum in keiner Weise bezweifelt werden.

den vorliegenden Wiesengrund überschritten, mit Aufbietung der letzten Kräfte den Abhang hinan und verfolgten, nordwärts durch den Wald vordringend, in lang ausgezogenen Schützenlinien den weichenden Feind. Gleichzeitig drang vom linken Flügel her, auf dem zwischen Thiergarten und Pöhler-Gehege hinlaufenden Wege Prinz Friedrich mit den Schleswig-Holsteinern vor und warf die Dänen bis zu den an der Flensburger Chaussee gelegenen Höhen zurück, wo sie sich unter dem Schutze der dort aufgestellten Geschütze sammelten.

Der Prinz war, nachdem Wrangel zum dritten Male und so nachdrücklich seinen Willen, das Gefecht abzubrechen, erklärt hatte, zu seinen Truppen zurückgesprengt und hatte sie sofort ins Feuer geführt*). Er hatte also Wrangel troß des „Verstehn Sie mir?“ doch nicht verstanden. Als der Thiergarten genommen war, ritt er zu dem Oberbefehlshaber und entschuldigte sich wegen seines Ungehorsams: er habe seine Truppen gern im Feuer versuchen wollen. Uebrigens habe er die Genugthuung, zu melden, daß in Folge seines Angriffs der Feind soeben Schloß Gottorf geräumt habe. Der alte General lachte und meinte, es müsse wohl so gut sein. Gut war es freilich, aber auch dieser letzte, das blutige Tagewerk krönende Erfolg war ohne das Zuthun des Oberbefehlshabers, er war t r o ß seiner Befehle errungen worden.

Wir stoßen an dieser Stelle auf eine Unbegreiflichkeit. Als das Gefecht nördlich des Thiergartens im Gange war, sah der Prinz von Noer seiner Erzählung nach**) von einem hochgelegenen Punkte, auf den er sich begeben hatte, wie die dänische Besatzung Schloß Gottorf in wildem Getümmel räumte; gleich darauf machte

*) Die officielle Darstellung im Beiheft zum Mil.-Wochenblatt Febr. bis Sept. 1854 S. 278 ist hier wohl lückenhaft: die Absicht Wrangel's, aufzuhören, von der sie nichts berichtet, ist dem Zeugniß des Prinzen gegenüber wohl nicht zu bezweifeln.

**) Aufzeichnungen S. 163.

er, wie wir gesehen haben, dem General von Wrangel von diesem Ereignisse Meldung. Von selbst bietet sich die Frage dar, warum der Oberbefehlshaber jetzt nicht sofort den in Friedrichsburg stehenden Garde-Regimentern den Befehl zugehen ließ, das Schloß zu besetzen und ohne Aufenthalt dem Feinde zu folgen. Die Niederlage der Dänen wäre eine verhängnißvolle geworden, wenn sieben Bataillone, die vier Stunden Zeit gehabt hatten, um auszuruhen, ihn, erschüttert, wie er schon war, im Rücken gefaßt hätten. Die officielle Darstellung der Ereignisse dieses Tages*) beklagt, daß es unmöglich gewesen sei, mit den Garde-Bataillonen noch an diesem Tage etwas gegen den Feind vorzunehmen; Wrangel habe, so heißt es dort, nachdem schon der letzte Kanonenschuß von dänischer Seite gefallen, von der Räumung des Schlosses noch nichts gewußt. Wie ist der Widerspruch zwischen dieser Behauptung und der Erzählung des Prinzen zu lösen? Wir wissen es nicht, und die Aufstellung des officiellen Historiographen: es erhellt hinlänglich, daß sich für den Feind die goldene Brücke, auf der er aus der letzten Position glücklich in die Stellung hinter der Seelinie entkam, von selbst gebaut habe — vermag uns nicht zu überzeugen.

Schwer zu erklären ist auch, daß man nicht schon früher, im Laufe des Nachmittags, von Friedrichsberg aus gegen Schloß Gottorf etwas unternahm. Selbst die officielle Darstellung sagt, „daß der Versuch eines Vorgehens auf das Schloß Gottorf keineswegs unmöglich“ gewesen sei. Um den Stillstand der Feindseligkeiten auf dieser Seite zu rechtfertigen, wird freilich angeführt, man habe von den Bürgern erfahren, daß der eine der über die Schlei führenden Dämme von den Dänen unterminirt sei. In der That wurde auch, wenigstens unter der von Friedrichsberg nach dem Lollfuß führenden Brücke, am Tage darauf eine

*) Beiheft zum Mil.-Wochenbl. 1852 4. Quartal 3. Abth. S. 298.

Mine aufgegraben. Da aber die Schlei am Tage der Schlacht um zwei Fuß über ihrem gewöhnlichen Niveau stand, so wäre wohl zu ermessen gewesen — was sich später auch herausstellte — daß das Pulver naß und dadurch die Minen selbst unschädlich geworden sein müßten. Ueberdies war ja die nach Schloß Gottorf führende Brücke nicht unterminirt. —

Daß Wrangel mit den schleswig-holsteinischen und den preußischen Truppen der Bonin'schen Colonne, nachdem die nördliche Thalhöhe der Schlei gewonnen war, keinen fernern Versuch machte, den geschlagenen Feind zu verfolgen, kann ihm unsrer Ueberzeugung nach nicht zum Vorwurf gemacht werden. Diese Truppen waren bis aufs Aeußerste erschöpft; nach einem Marsch von drei — die Schleswig-Holsteiner sogar, Dank den Umwegen, von fünf Meilen — hatten sie bis 8 Uhr Abends gefochten, ohne einmal abgekocht zu haben. Major von Steinmetz hatte, als er seine Bataillone zum Sturm auf den Thiergarten führte, um ihren Muth zu beleben, es für nöthig gehalten, ihnen zu versprechen, daß sie auf der Höhe ruhen sollten. Als etwas später ein Bataillon Schleswig-Holsteiner unter dem tapferen Grafen Baudissin in Colonne vorging, schleppten sich die Soldaten nur noch keuchend fort, viele stürzten vor Ermattung nieder.

Unter diesen Umständen war es vollkommen gerechtfertigt, daß man an dieser Stelle die Waffen ruhen ließ. Selbst daß Prinz Friedrich und andre schleswig-holsteinische Offiziere auf Erneuerung des Angriffes drangen, vermag uns nicht davon zu überzeugen, daß derselbe, wenn man ihn gewagt hätte, von Erfolg begleitet gewesen wäre.

Das war die Schlacht bei Schleswig. Zwei Dinge konnten schon am Abende des 23. April einem aufmerksamen und unbefangenen Beobachter der Vorgänge dieses Tages völlig klar sein: erstlich, daß sich mit diesen Truppen Alles, auch das Schwerste, würde leisten lassen, zweitens aber — und das war

das Entscheidende — daß ihr Führer nicht gesonnen war, etwas Ernstliches mit ihnen gegen den Feind vorzunehmen *).

Welcher Gedankengang für Wrangel bei Aufstellung seiner Disposition für den 23. April bestimmend gewesen ist, darüber sind natürlich nur Muthmaßungen möglich. Hält man aber die Zuversicht, die er in Berlin ausgesprochen hatte, in acht Tagen mit dem ganzen Kriege fertig zu sein, mit dem deutlichen Widerstreben zusammen, welches er zeigte, den Dänen etwas Ernstliches zu leide zu thun, so scheint die folgende Annahme der Wahrscheinlichkeit nicht zu entbehren: Wrangel hielt es für undenkbar, daß das winzige Dänemark es wagen könnte, im Felde ernsthaft mit der vereinigten preußisch-deutschen Macht anzubinden; er hielt es für genügend, seine schmucken Regimenter vor

*) Der Darstellung der Schlacht bei Schleswig in des Grafen Adalb. von Baudissin „Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges" müssen wir bei aller Anerkennung, die wir dem Patriotismus dieses Mannes zollen, den Vorwurf einer bodenlosen Unkenntniß machen. Es scheint beinahe, der Verfasser habe nur nach Hörensagen die Ereignisse dieses Tages beschrieben. Die vortreffliche und im Ganzen unparteiische Darstellung im Beiheft des preußischen Mil.-Wochenbl. Jahrg. 1854, die hier den Werth der ersten Quelle hat, ist ihm jedenfalls nie vor Augen gekommen. Aufs allernachdrücklichste müssen wir uns im Interesse der geschichtlichen Wahrheit gegen diese Art von Historiographie verwahren. Auch wir haben Wrangel streng kritisirt, aber Baudissin's Kritik, die aus lauter falschen Prämissen ihre herben Urtheile ableitet, die noch dazu mit einer Miene der Zuversichtlichkeit vorgetragen werden, welche dem Unkundigen nothwendigerweise in hohem Grade imponirt — diese Kritik empört in gleichem Maaße das Gerechtigkeitsgefühl und den Sinn für historische Wahrheit. Daß die preußischen Truppen am 23. April ein schweres Stück Arbeit in glänzender Weise vollbracht haben, bleibt wahr trotz Baudissin; daß wir selbst Preuße sind, darf uns nicht abhalten, dies zu constatiren; denn wem Ehre gebührt, dem darf man sie auch geben. — Daß auch die „Denkwürdigkeiten zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte" von der Schlacht bei Schleswig ein unrichtiges Bild geben, darf man dem Verfasser weniger zum Vorwurf machen, da die officielle Darstellung von preußischer Seite noch nicht veröffentlicht war, als er schrieb.

ihrer Front bei Schleswig aufmarschiren zu lassen, um ihnen einen solchen Schrecken einzujagen, daß sie Hals über Kopf davon laufen würden, um auf ihren Inseln in Sicherheit zu kommen. Seine Aufgabe, Schleswig von ihnen zu säubern, würde er somit ohne erhebliches Blutvergießen gelöst haben, was auch deshalb vorzuziehen war, weil — das war ihm vielleicht in Berlin, wenn auch nicht von dem Ministerium, gesagt worden — ein rücksichtsloser Gebrauch der Uebermacht gegen das arme kleine Dänemark die auswärtigen Mächte erbittern und zur Einmischung bewegen konnte.

So, muthmaßen wir, dachte Wrangel und darauf gründete er seinen Feldzugsplan. Die Berechnung war freilich falsch, der Rechner mußte sich daher nothwendig auch in dem schließlichen Resultat getäuscht finden. Die Dänen dachten nicht daran, ohne Schwertstreich davonzulaufen. Sie schlugen sich bei Schleswig mit glänzender Bravour; und als sie sich dann, nachdem sie die Ehre ihrer Waffen gewahrt, auf ihre Inseln zurückgezogen, entwickelten sie Widerstandskräfte, die jedenfalls auch außer Wrangel's Berechnung gelegen hatten. Sie machten dem deutschen Oberbefehlshaber das Leben weidlich sauer und führten ihm in sehr empfindlicher Weise die alte Wahrheit zu Gemüth, daß Hochmuth vor dem Falle kommt, und daß es stets gefährlich ist, den Gegner gering zu schätzen.

Als am Abende des 23. April die Waffen ruhten und für die Nacht die Maßregeln zur Sicherung der Truppen angeordnet waren, wurden im Hauptquartier die Dispositionen für den folgenden Tag berathen. Der Oberbefehlshaber war, wie die officielle Darstellung versichert, der festen Ueberzeugung, daß der Feind sich noch einmal, in der schon von Natur festen und neuerdings durch die Mittel der Kunst noch verstärkten Stellung am Idstedter Krug ernstlich schlagen werde. Die andre Möglichkeit, daß er die Vereinigung der nachrückenden Division Halkett mit den Truppen, die ihm heute gegenübergestanden, nicht erwarten

und auf den schleunigsten Rückzug bedacht sein werde, dieser Möglichkeit wird mit keiner Sylbe gedacht, und doch war sie, wenn man den Dänen nur etwas gesunden Menschenverstand zutraute, die einzig wahrscheinliche. Die Dänen konnten nicht gewillt sein, ein neues Bau herbeizuführen, das sich von dem ersten nur dadurch würde unterschieden haben, daß sie mit den Deutschen die Rollen hätten tauschen müssen. Auch im Kriegsrath muß diese Anschauung zur Sprache gebracht sein: von ihr ging ohne Zweifel Fürst Radziwill aus, als er den Vorschlag machte, um 6 Uhr in der Frühe mit den Garde-Bataillonen in der Richtung auf Wedelspang vorzugehen und von dort aus gegen die linke Flanke des Feindes zu drücken, während Bonin's Brigade und die Schleswig-Holsteiner ihn in der Front beschäftigten. Wrangel verwarf diesen und ähnliche Vorschläge, und maaßgebend wurde bei dem Beschluß, den er schließlich faßte und festhielt, die Erwägung, daß er als Befehlshaber einer deutschen Bundesarmee und um Argwohn und Eifersucht zu verhüten, jetzt, nachdem die Preußen die ersten Lorbeern gepflückt, auch die Contingente der andern Staaten an den Feind müsse kommen lassen. „Der General," so heißt es*), „war sich der Vortheile vollkommen bewußt, welche entstehen mußten, wenn man dem Feinde so früh wie möglich auf den Leib rückte" — was, beiläufig gesagt, sich mit seiner angeblichen Ueberzeugung, daß die Dänen es zu einer zweiten Schlacht würden kommen lassen, in keiner Weise reimen läßt — aber jene Rücksicht auf die Kameraden aus Hannover und Oldenburg schien wichtiger und gab den Ausschlag. Man gab also die entscheidendsten Vortheile aus der Hand, man ließ den Feind entkommen — aus Courtoisie. Das erinnert denn doch wahrlich an den „Meuchelmord aus Höflichkeit"!

Aus purer Courtoisie gegen Halkett unterblieb die von

*) Beiheft zum Mil.-Wochenbl. 1854 Febr. bis Sept. 3. Abth. S. 307.

Radziwill vorgeschlagene Umgehung, aus purer Courtoisie erhielt Bonin den Befehl zum Vorrücken erst um 12 Uhr — *)!

Vormarsch nach Flensburg und die Rasttage.

Halkett kam am Vormittage des 24. April erst um 11 Uhr in Schleswig an und setzte sich von hier auf der Chaussee nach Flensburg in Bewegung. Die Stellung am Idstedter Krug fand er natürlich verlassen; erst bei Oeversee stieß er auf die dänische Arrieregarde, welche den Feind, da er so lange auf sich hatte warten lassen, gar nicht mehr erwartet und sich schon in Quartiere gelegt hatte **). Der Ueberraschung der Dänen war es zuzuschreiben, daß General Halkett bei Oeversee mit unbedeutenden Opfern einen glänzenden Sieg gewann; er machte 9 Offiziere und gegen 300 Soldaten zu Gefangenen. Nach dem Gefecht unterblieb jede Aufklärung des vorliegenden Terrains durch Absendung von Patrouillen, wovon die Folge war, daß man die Fühlung am Feinde völlig verlor.

Am folgenden Tage wurde die Verfolgung desselben fortgesetzt. In Flensburg fand man von ihm keine Spur mehr; schon bei Tagesanbruch hatten die Dänen, als die falsche Nachricht, die Preußen ständen vor der Stadt, sich verbreitete, dieselbe in wilder Flucht geräumt und war die Cavallerie nach Norden, Artillerie und Infanterie nach dem Alsener Sunde geflüchtet, um jenseits desselben auf der Insel in Sicherheit zu kommen. Die Feinde, deren Nähe ihnen einen so jähen Schrecken eingejagt hatte, waren nicht die Preußen, sondern Freiwillige von Zastrow's Corps gewesen, die noch am Abend des 24. April

*) Leider bricht mit dem Morgen des 24. April die vortreffliche Darstellung der Kriegsereignisse in den Beiheften zum Mil.-Wochenbl. ab — auch aus Rücksichten!

**) v. Sichart, Tagebuch des 10. deutschen Bundes-Armee Corps S. 57.

bis vor die Thore von Flensburg vorgedrungen waren und von denen Einzelne sich während der Nacht bis in die Stadt geschlichen hatten. Als nun Wrangel mit den wirklichen Preußen ankam und Kunde von der Flucht der Dänen erhielt, wußte er von diesem Umstande keinen besseren Gebrauch zu machen, als daß er die an der Tête befindliche Division Halkett um drei Uhr Nachmittags halten und ihr Quartiere anweisen ließ. Damit freilich „schwand die Hoffnung, heute noch den Feind zu erreichen," wie Sichart's Tagebuch sagt. Der Oberbefehlshaber behauptete, die Spur des Feindes verloren zu haben*); kein Wunder freilich, da auf seinen eignen strengen Befehl ein Dragoner-Piquet, welches von Zastrow's Colonne schon am Morgen dieses Tages über Flensburg hinaus vorgeschoben war, hinter die Stadt hatte zurückgehen müssen. Wrangel wollte der erste in derselben sein**). Aber die Spur des Feindes, wenn schon verloren, konnte doch immerhin wieder aufgefunden werden. Der Prinz von Noer wenigstens war dieser Meinung und bat den Obergeneral dringend um die Erlaubniß, den Dänen durch das Sundewitt auf der Stelle folgen zu dürfen. Man erfuhr später, daß die Dänen drei volle Tage gebraucht hatten, um über den Sund nach Alsen zu entkommen, da der Gouverneur der Insel auf die Nachricht von dem Siege der Deutschen bei Schleswig in der Bestürzung die Schiffbrücke hatte abbrechen lassen. Sie wären daher einer blutigen Niederlage oder der Gefangennahme eines guten Theiles ihrer Armee nicht entgangen, wenn man ihnen auf den Fersen gefolgt wäre. Damals gab es noch keine Düppeler Schanzen!

Wrangel wollte jedoch von einer Verfolgung nichts hören, und ordnete für den folgenden Tag eine allgemeine Ruhe für seine Truppen an.

---

*) Prinz Friedrich von Noer, Aufzeichnungen S. 169.

**) Daselbst S. 168.

Unter den vielen Unbegreiflichkeiten, die in diesem Kriege sich ereigneten, verdient auch die erwähnt zu werden, daß es in dem Dislocations- und Marsch-Tableau, welches der Division Halkett am Abende des 25. April zuging, wörtlich hieß: „Die Ortschaften im Amte Sonderburg und östlich weiter bis zur Stadt Sonderburg. Diese selbst wird, wenn es die Umstände zulassen, mit 1 Bataillon und 1 Schwadron besetzt*).“ Das hieß in der That ein großes Wort gelassen aussprechen. Ebenso wohl hätte man dem General Halkett befehlen können, geradeswegs auf Kopenhagen zu marschiren.

„Vorwärts für Deutschland!“ so hatte der Armeebefehl geschlossen, mit dem Wrangel die unter seinen Befehl gestellten Truppen begrüßte, als er in Rendsburg anlangte. Jetzt lag es am Tage, was dieses Vorwärts bedeutete. Der ritterliche Herzog von Braunschweig, welcher das deutsche Heer bis Flensburg begleitet hatte, kehrte von hier unmuthig und enttäuscht nach Deutschland zurück. Auch andre Freiwillige gingen nach Hause**).

Am 27. April setzte Wrangel die Truppen wieder in Bewegung; doch hatte ein Tagesbefehl den Commandeuren eingeschärft, daß „die Truppen nur in kleinen Märschen bewegt und überall in Cantonnements untergebracht werden sollten***).“ Aber auch dieses mäßige Tempo muß dem Oberbefehlshaber noch zu stürmisch erschienen sein, denn am 29. April hatte die ganze Armee wieder einen Rasttag†).

*) v. Sichart, Tagebuch S. 71.

**) Fock, Schleswig-Holsteinische Erinnerungen S. 123.

***) v. Sichart, Tagebuch S. 72.

†) Daselbst S. 81.

Halkett im Sundewitt. Wrangel's Einmarsch in Jütland.

Die Division Halkett war von Flensburg in das Sundewitt vorgeschoben worden, um den Feind auf Alsen zu beobachten und Landungsversuche, die er etwa von dort aus machen würde, zu verhindern. Von einem Versuch, diese Insel zu nehmen, deren Besitz in jedem Kriege mit Dänemark von entscheidender Bedeutung ist, war nicht die Rede. Nur zum Schein, so hieß es in einer geheimen Ordre, sollte Halkett, um die Dänen zu beschäftigen und festzuhalten, Vorbereitungen zur Ueberschreitung des Alssundes treffen. Unterdessen wollte Wrangel ohne Blutvergießen, durch die Occupation von Jütland, Dänemark zum Frieden zwingen.

Ueber den Einmarsch in Jütland ist viel gefabelt worden; unzählige Male, und zuletzt von dem Verfasser der Geschichte des schleswig-holsteinischen Krieges *), ist behauptet worden und wird jetzt allgemein geglaubt, daß Wrangel auf seine eigne Faust, ohne den Befehl seiner Regierung, vielleicht gar trotz der ihm von Berlin aus ertheilten Weisungen, die Kolding-Au überschritten habe. Das Gegentheil ist die Wahrheit. Schon am 20. April erhielt Fürst Radziwill, damals Befehlshaber der preußischen Truppen, vom Kriegsminister den Befehl, „die Operationen bis über die jütische Grenze zu treiben **);“ acht Tage darauf ließ die preußische Regierung durch ihren Gesandten der Bundesversammlung von dem an Wrangel ertheilten Befehl, durch die Besetzung von Jütland die der preußischen Schiffahrt durch die Blokade zugefügten Verluste zu vergelten, amtliche Mittheilung machen ***). Auch die provisorische Re-

*) Graf Baudissin, Geschichte rc. S. 209.

**) Beiheft zum Mil.-Wochenbl. Oct. bis Dec. 1852. S. 127.

***) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. 2. u. 3. Heft. S. 189.

gierung der Herzogthümer war mit dieser Maaßregel vollkommen einverstanden: sie selbst hatte ihren Gesandten in Berlin beauftragt, darauf zu dringen*). Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß König Friedrich Wilhelm IV. in eben jenen Tagen in einem eigenhändigen Briefe an den Prinzen Friedrich von Noer sich in entgegengesetztem Sinne aussprach. „Sie gehen doch auf keinen Fall über die dänische Grenze," hieß es in demselben**). Man sieht hier wieder: die rechte Hand wußte nicht, was die linke that; das „Schwanken voller Widersprüche", welches die Kopenhagener Regierung schon einmal in Erstaunen gesetzt hatte, dauerte fort. Wer anders konnte sich darüber freuen, als Dänemark!

Die Ausdehnung der Operationen über die jütische Grenze war eine vollauf gerechtfertigte, ja eine nothwendige Maaßregel. Für einen Feind, welcher nicht Herr des Meeres ist, sind Fredericia und Alsen die Schlüssel von Schleswig: was gegenwärtig auf der cimbrischen Halbinsel geschieht, liefert für diese Wahrheit von Neuem den Beweis. Und auch von der strategischen Bedeutung Fredericias abgesehen, gewährt die Occupation von Jütland dem Angreifer den ebenso entscheidenden Vortheil, daß sie durch die großen finanziellen Verluste, welche sie dem Gegner zufügt, seine Widerstandskraft auf's allerempfindlichste schwächt.

Die Invasion Jütlands wäre daher die zweckmäßigste Maaßregel von der Welt gewesen, — wenn zwei Voraussetzungen zugetroffen wären. Erstlich mußte der Befehlshaber der deutschen Armee hinlängliche Streitkräfte zu seiner Verfügung haben, um gleichzeitig Fredericia zu nehmen und zu halten, Jütland zu occupiren und Alsen zu erobern oder doch — was auch genügt hätte — wirksam zu blokiren. Und dann mußte

*) Aktenstücke rc. S. 218.

**) Aufzeichnungen des Prinzen von Noer. 2. Aufl. S. 174.

die preußische Regierung sich von vornherein darüber klar sein, daß die Ausdehnung des Krieges auf das Gebiet des eigentlichen Königreichs Dänemark Demonstrationen, vielleicht die Intervention des Auslandes zur Folge haben werde: dieser Eventualität die Stirn zu bieten mußte sie entschlossen sein. Zum Unglück traf weder die eine noch die andere Voraussetzung ein.

Am 2. Mai, dem Tage der Schlacht bei Groß-Görschen, überschritt Wrangel die Kolding-Au. Tages vorher, in Christiansfeld, hatte er im Kriegsrath den versammelten Generalen aus dem Theatrum Europaeum vorlesen lassen, wie vor 200 Jahren ein schwedischer Kriegsheld seines Namens dieselbe Festung erobert habe, vor der er selbst jetzt sein Kriegsglück versuchen wollte. Die Genugthuung, die deutsche Fahne — dieselbe, welche er im Februar 1864 in Flensburg verboten hat! — auf den Wällen von Fredericia aufzupflanzen, wurde ihm um den billigsten Preis zu Theil: die Avantgarde fand die Stadt vom Feinde verlassen und besetzte sie, ohne einen Schuß zu thun.

Noch währte die zuversichtliche Stimmung fort, in der Wrangel und seine Armee Schleswig betreten hatten und die durch den Sieg des 23. April noch gesteigert war. Es war die Sprache eines Siegers, die der General gegen den Befehlshaber der dänischen Flotte Steen Bille führte, als dieser sich über die Beschießung der fünischen Städte Middelfort und Striib durch die preußische Artillerie beschwerte und zur Vergeltung mit der Bombardirung der Ostsee-Städte drohte. „Lassen Sie sich es gesagt sein, daß für jedes Haus, welches die dänische Marine an den deutschen Küsten in Brand schießen sollte, ein Dorf in Jütland brennen wird. Mein Name bürgt Ihnen dafür, daß dies geschehen würde“ — so lautete Wrangel's stolze Antwort. Und dasselbe Selbstvertrauen athmen die Worte eines andren preußischen Offiziers aus jenen Tagen. „Die Dänen dürfen

nicht vergessen," ruft er aus, „daß ganz Jütland, die größere Hälfte ihres Reiches, widerstandslos in unsere Hand gegeben ist, und daß wir für jeden Angriff auf unsre Küsten, für jedes genommene deutsche Handelsfahrzeug die Entschädigung in Jütland finden werden *)."

Bis dahin war Alles gut gegangen: Wrangel hatte dem Feinde den Zugang zum Festlande versperrt, jetzt säumte er auch nicht, durch starke Requisitionen den Jütländern die Last des Krieges fühlbar zu machen, um dadurch sie selbst und ihre Landsleute in Kopenhagen zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Das Mittel war unfehlbar, Dänemark hätte, der unentbehrlichen Hülfsquellen beraubt, die für diesen Staat in Jütland liegen, den Krieg nicht mehr lange fortsetzen können — wenn Wrangel in der Lage gewesen wäre, an dem Unternehmen, in welches er sich eingelassen hatte, festzuhalten und es mit dem Nachdruck zu verfolgen, welcher den Erfolg verbürgt haben würde. Die politischen Consequenzen des Einmarsches in Jütland zu erwägen, war nun allerdings nicht seine, sondern des preußischen Ministeriums Sache; ob er aber, militärisch betrachtet, mit den Kräften, über die er gebot, seinen Operationen diese Ausdehnung geben dürfe, darüber mußte er als Feldherr ein Urtheil haben. Daraus, daß er sich hierüber täuschte, muß ihm ein schwerer Vorwurf gemacht werden. In einem Berichte, in welchem er am 28. April der Bundesversammlung seine Absicht, Jütland zu occupiren, meldete, erklärte er die unter seinem Befehle stehende deutsche Bundesarmee für stark genug zu diesem Zweck; nur für den Fall, daß die Einmischung fremder Mächte, namentlich Schwedens, zu besorgen sei, erbat er sich eine Verstärkung von 10,000 Mann **). Diese Verstärkung war aber unter allen Umständen unentbehrlich; mit 30,000 Mann Hol-

*) Beiheft zum Mil.-Wochenbl. Mai 1848. S. 61.

**) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. 2. u. 3. Heft. S. 273.

stein, Schleswig und Jütland besetzt halten und dazu noch in Fredericia und vor Alsen den Dänen die Stirn bieten zu wollen, hieß Unmögliches sich vornehmen. Wie die unzeitige Eile, mit der Wrangel am 23. April darauf ging, ohne die Division Halkett zu erwarten, das Entkommen der Dänen aus ihrer Stellung bei Schleswig möglich machte, so hatte dieselbe unüberlegte Hast, mit der er nach den Flensburger Rasttagen über die Kolding-Au stürmte, den schmählichen Rückzug aus Jütland am 25. Mai zur Folge.

Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß auch die Bundesversammlung und die Staaten des 10. Armee-Corps, deren Truppen in Schleswig standen, an ihrem Theile jene Schmach mitverschuldet haben. Die Bundesversammlung ließ, nachdem Wrangel's Bericht in ihre Hände gelangt war, acht Tage verstreichen, ehe sie — am 10. Mai — den Beschluß faßte, dem General die von ihm unter Umständen verlangten 10,000 Mann zur Verfügung zu stellen. Als hierauf Wrangel, dem der Mangel an Truppen täglich fühlbarer wurde, von den Regierungen, die das 10. Armee-Corps stellen, die schleunige Nachsendung von Verstärkungen forderte, erhielt er von Hannover, Mecklenburg und den Hansestädten ausweichende Antworten. Ja noch mehr, die Bundesversammlung selbst nahm sich der widerspenstigen Regierungen an und empfahl dem Oberbefehlshaber, Nachsicht mit ihnen zu haben. Das Ende war, daß die Truppen, welche demselben am 10. Mai in Frankfurt zur Verfügung gestellt waren, um Mitte Juni und zum Theil noch später auf dem Kriegsschauplatze eintrafen! Und sie wären auch dann noch nicht gekommen, hätte nicht die Entrüstung, welche die Räumung Jütlands und die Preisgebung des nördlichen Schleswig in ganz Deutschland wach rief, endlich — als es zu spät war — einen Druck auf die Bundesversammlung und die bis dahin zögernden Regierungen ausgeübt.

Unterdessen hatte Wrangel, da auch die provisorische Re-

gierung seinem Begehren nach Reserven nicht auf der Stelle zu genügen vermochte, sich dazu entschlossen, von der Halkett'schen Division, die ohnedies schon sehr exponirt im Sundewitt stand, den dritten Theil ihrer Stärke nach Jütland und an sich zu ziehen*). Doch auch dieser Zuwachs, ein verhängnißvoller Verlust für Halkett, war auf der anderen Seite zu geringfügig, um Wrangel's eigene Stellung haltbar zu machen. Der Rückzug aus Jütland wurde eine Nothwendigkeit; Wrangel meldete schon um Mitte Mai**) der preußischen Regierung, daß er sich wahrscheinlich nicht werde halten können. Unter diesen Umständen und um den Zweck der jütischen Expedition für alle Fälle sicher zu stellen, schrieb er ohne Wissen seiner Regierung am 18. Mai eine Contribution von zwei Millionen Thalern aus, welche er, wenn er zurückgehen mußte, als Faustpfand für die von Dänemark festgehaltenen und aufgebrachten Schiffe mitnehmen wollte. Es war eine praktische Maaßregel — wenn er bis zur Eintreibung der Steuer, für die der 28. Mai als Termin festgesetzt war, sich in Jütland zu behaupten vermochte. Leider traf diese Voraussetzung nicht zu; schon nach ein paar Tagen theilte Wrangel der provisorischen Regierung mit, daß er am 25. Mai — also vor Beitreibung der Contribution — Jütland räumen werde.

Rückzug aus Jütland; Halkett's Niederlage am 28. Mai.

Er hatte diesen Entschluß aus freiem Antriebe gefaßt und nur durch strategische Motive sich dazu bestimmen lassen. Der Befehl zum Rückzuge, welchen das preußische Ministerium aus politischen Gründen am 22. Mai an Wrangel abfer-

*) v. Sichart, Tagebuch S. 116.

**) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. S. 275.

tigte, war am 23. d. M., als er der provisorischen Regierung die erwähnte Mittheilung machte, noch nicht in seinen Händen*). Nur um so schwerer trifft ihn der Vorwurf, den man ihm mit Recht aus der Ausschreibung der Contribution gemacht hat. Daß er davongehen müßte, ohne sie eingetrieben zu haben, machte den schmachvollen Rückzug um so schmachvoller. Die Jütländer riefen den abziehenden Truppen die höhnende Frage nach, wohin sie denn nun die zwei Millionen abliefern sollten? und ein dänisch gesinntes Tageblatt im nördlichen Schleswig ließ den Oberbefehlshaber ausrufen: Nun ziehen wir wie die Narren ab!

Der Entschluß, den derselbe — man darf wohl annehmen, mit großer Ueberwindung — gefaßt hatte, und die fluchtähnliche Eile, mit der er in's Werk gesetzt wurde, sollen durch Nachrichten veranlaßt worden sein, die über die Concentrirung der dänischen Armee auf Alsen bei ihm eingegangen waren und einen Angriff der Dänen auf die im Sundewitt stehenden Truppen besorgen ließen**).

Dem General Halkett war die mißlichste Aufgabe von der Welt gestellt worden. Einen Angriff auf Alsen wollte Wrangel selbst nicht; sogar eine Blokirung des Feindes auf der Insel stellte sich bald als unmöglich dar, da es hierzu an schwerem Geschütz fehlte***). Aus diesem Grunde vermochte man auch nicht zu verhindern, daß die Dänen Sonderburg gegenüber an

---

*) Aktenstücke ꝛc. S. 281. Baudissin's Darstellung, in der Wrangel's Rückzug eine Folge des Befehles der preußischen Regierung war, widerspricht diesen aktenmäßigen Belegen. Auch die hübsche Anekdote, die er S. 227 mittheilt, Wrangel's Aufregung und Ausruf: Glauben die Herren in Berlin, ich sei verrückt? — verfällt somit wohl dem Gebiete der Fabel.

**) Siehe die Notiz „aus dem Stabe des General Wrangel" in den Denkwürdigkeiten zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. 1. Buch. S. 147.

***) v. Sichart, Tagebuch S. 174.

der Küste des Festlandes einen Brückenkopf anlegten und bald darauf eine Brücke schlugen. Wrangel war zwar im ersten Augenblick sehr verdrießlich, als er dies hörte, überzeugte sich aber bald, daß daran nichts zu ändern sei. Die Stellung des General Halkett war somit eine rein defensive; als solche aber war sie, zumal nach der Vollendung des Brückenkopfes, die dem Feinde in jedem Augenblick einen Angriff mit überlegenen Kräften möglich machte, auf's unglücklichste gewählt. Konnte man den Feind nicht auf Alsen festhalten und an einer Landung verhindern, so war es unverantwortlich, die deutschen Truppen überhaupt noch im Sundewitt zu lassen, welches mit seiner bedeutenden Küstenentwickelung, den tief einschneidenden Buchten einem die See beherrschenden Feinde auf allen Seiten Landungen mit beliebig starker Truppenmacht gestattet und so die occupirende Armee, welche sich nothwendig zersplittern muß, um nach allen Seiten gedeckt zu sein, der Gefahr aussetzt, umgangen und en détail geschlagen zu werden. Es waren übrigens in Wrangel's Generalstabe selbst die Ansichten über die Aufgabe der Division Halkett sehr verschieden*), ein Beweis mehr für die schwankende Unsicherheit des Oberbefehls.

Um die Mitte des Mai hatte, wie oben erzählt wurde, das im Sundewitt stehende Truppen-Corps zu allem Uebrigen noch den dritten Theil seiner Stärke zur Unterstützung des in Jütland stehenden Theiles der Armee abgeben müssen. Wrangel hatte sich über die ernsten Bedenken, die Halkett dagegen erhob, hinweggesetzt: ein Angriff von Alsen her, meinte er, sei nicht zu befürchten**). Aber nur wenige Tage später ließen die Nachrichten, die im Hauptquartier einliefen, ihm selbst jene Gefahr in so drohender Nähe erscheinen, daß er es für nöthig hielt, den schon vorher gefaßten Beschluß zur Räumung Jüt-

*) v. Sichart, Tagebuch S. 98.

**) Daselbst S. 125.

lands noch vor Ablauf der für die Zahlung der Contribution bestimmten Frist zur Ausführung zu bringen. Hals über Kopf wurde der Rückmarsch am 25. Mai angetreten*); um so räthselhafter bleibt die Thatsache, daß Wrangel nicht rechtzeitig im Sundewitt anlangte, um die Niederlage zu verhindern, welche Halkett dort drei Tage später, am 28. Mai, erlitt**). Und räthselhaft ist es auch, daß er sogar den nördlichen Theil von Schleswig jetzt völlig von Truppen entblößte und dadurch die Deutschen unter den Bewohnern jener Gegenden der brutalen Rachsucht der ihm auf den Fersen folgenden dänischen Armee schutzlos preisgab.

Wenn man nur mit dem Verstande rechnet, so liegt die Vermuthung nahe, daß Wrangel den Staaten des 10. Armee-Corps für den üblen Willen, dem er bei ihnen begegnet war, als es sich um die so dringend nöthige Verstärkung ihrer Contingente handelte, eine Züchtigung ertheilen wollte und darum absichtlich ihren Truppen die Schlappe vom 28. Mai widerfahren ließ; aber diese Erklärung widerstrebt dem Gefühl so sehr, daß sie uns trotzdem unwahrscheinlich dünkt. Gerne bescheiden wir uns, die Lösung des hier vorliegenden Räthsels der Zukunft und den Aufklärungen, welche sie über die Ereignisse dieses Krieges bringen wird, anheimzustellen. Daß jedoch die Räumung des nördlichen Schleswig darauf berechnet war, der provisorischen Regierung einen Sporn zu größerer Rührigkeit in der Wehrbarmachung des Landes zu ertheilen, erscheint uns kaum zweifelhaft. Wrangel glaubte sich auch über sie mit gutem Grunde beklagen zu können, weil sie ihm in seiner Noth nicht schleunig mit Reserven beigesprungen war und weil sie den auf die dä-

*) Denkwürdigkeiten. 1. Buch S. 147.

**) In dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, melden die Zeitungen, daß die preußischen Garde-Bataillone den Marsch von Veile bis Apenrade in zwei Tagen, am 26. und 27. März, zurückgelegt haben.

nischen Schiffe gelegten Embargo wieder aufgehoben hatte. Der Brief, in dem er ihr den bevorstehenden Rückmarsch aus Jütland ankündigte, streifte in seiner militärischen Kürze an Grobheit. Sicher ist, daß beides, die Niederlage vom 28. Mai und die Preisgebung von Nord-Schleswig da, wo man am nächsten davon berührt wurde, heilsam wirkte: die provisorische Regierung schritt zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, und die Staaten des zehnten Armee-Corps trieb der Sturm des Unwillens, welcher im Schooße der deutschen Volksvertretung ausbrach, endlich dazu, mit der Nachsendung von Truppen nach dem Kriegsschauplatze Ernst zu machen.

Der Sieg vom 28. Mai war der erste Erfolg gewesen, welchen die Dänen in diesem Feldzuge davon getragen: sie hatten jetzt das Sundewitt in ihrer Gewalt und damit wieder festen Fuß auf dem Festlande von Schleswig. Ihr Muth, auch vorher ungebrochen, hob sich zu kühner Zuversicht. Auf deutscher Seite wäre der Verlust zu verschmerzen gewesen, wenn es dem Oberbefehlshaber geglückt wäre, mit gesammelten Kräften das verlorne Terrain wieder zu gewinnen, die Dänen nach Alsen oder doch bis in ihren Brückenkopf zurückzuwerfen, und wenn dann, nachdem seine Armee durch Zuzüge aus Deutschland verstärkt war, die Operationen wieder auf jütischen Boden wären ausgedehnt worden.

Die Schlacht bei Düppel am 5. Juni.

Wrangel beschloß denn auch alsbald, die Niederlage des 28. Mai wieder gut zu machen. Er befahl für den 5. Juni eine große Parade zur Feier des Geburtstages des Königs von Hannover; doch anstatt zur Parade wurden die Truppen gegen den Feind geführt. Der Zweck des Angriffs war, wie der Bericht des Oberbefehlshabers vom folgenden Tage sich ausdrückte,

den Dänen das immer weitere Ausbreiten und Festsetzen in der Nähe der deutschen Vorposten zu verleiden und ihnen durch ein entschiedenes Zurückwerfen auf ihren Brückenkopf sowohl die Lust zum erneuten Vorgehen als den Wahn zu nehmen, als habe der Rückzug aus Jütland und der Rückzug der Truppen des 10. Armee-Corps am 28. Mai seinen Grund in der Ueberlegenheit ihrer Waffen.

Die Truppentheile, denen die Ausführung dieser Aufgabe*) aufgetragen wurde, waren die Brigade Bonin und ein Theil der Division des General Halkett; für die von der Disposition vorgeschriebene Art des Angriffs — in zwei Colonnen, die rechte unter Halkett, die linke unter Bonin — waren die zwei Straßen maßgebend gewesen, welche, von Flensburg und von Apenrade her durch das Sundewitt laufend, am Alssunde, Sonderburg gegenüber sich vereinigen. So richtig, ja nothwendig diese Anordnung nun auch war, da der Feind auf eben jenen beiden Wegen, bei Satrup und Nübel-Mühle, Feldwachen ausgestellt hatte, und da vorauszusehen war, daß er, wenn ein Angriff erfolgte, wiederum auf beiden Wegen von der Düppeler Höhe aus zur Offensive vorgehen werde; so un-

*) Werthvolle mündliche Mittheilungen setzen den Verfasser in den Stand, eine, was den Antheil der preußischen Truppen betrifft, in's Einzelne eingehende Darstellung des Gefechts bei Düppel zu geben. Wrangel's officieller Bericht (Beiheft zum Mil.-Wochenbl. für Juli und August 1848. S. 97) enthält manches Ungenaue und läßt charakteristische Momente nicht hervortreten; ebenso v. Sichart's Tagebuch (S. 201). Da dem Grafen Baudissin wohl nur diese beiden mangelhaften Quellen vorlagen, so ist es erklärlich, daß seine Darstellung auch hier (S. 233) ein, was den Antheil der preußischen Truppen betrifft, weder deutliches noch richtiges Bild des Gefechtes entwirft. Da die mangelhafte Information ihm hier nicht zum Vorwurf gemacht werden kann, so ist es bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, daß er für die wahrhaft glänzende Haltung, welche die preußischen Truppen an diesem Tage bewiesen, kein Wort der Anerkennung findet, während er dieselbe den Hannoveranern nicht vorenthält.

zweifelhaft war es auf der andern Seite, daß ein schnelles und energisches Zurückwerfen des Feindes, wie der Oberbefehlshaber es im Sinne hatte, den gewünschten Erfolg nur dann haben konnte, ja daß es nur möglich war, wenn der Angriff der beiden Colonnen gleichzeitig erfolgte. Drang dagegen eine derselben isolirt vor, so mußte die Gefahr einer Umgehung für sie entstehen und um so dringender werden, je genauer sie die in der Disposition enthaltene Weisung befolgte, „langes Tirailleurgefecht zu vermeiden“, also den Feind mit dem Bajonnet von einer Position zur andern zurückzudrängen. Nun machte aber die in Betreff des Rendez-vous für die beiden Colonnen getroffene Wahl — für die rechte Gravenstein, für die linke Laggaard, — es von vornherein unmöglich, daß sie gleichzeitig auf den Feind stießen; und diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß die deutschen Waffen am 5. Juni nicht mit dem Erfolge gekrönt wurden, welcher ihnen sonst nicht entgangen wäre.

General Halkett, der, um die nachtheiligen Folgen, welche die fehlerhafte Wahl des Rendez-vous befürchten ließ, wenigstens zu vermindern, seinen Aufbruch von zehn bis halb elf Uhr verzögert hatte, ging dann im Sinne der Disposition rasch vor und warf den Feind durch einen entschlossenen Angriff, welchen das schon bei Atzbüll in gleiche Höhe mit dem ersten vorgezogene zweite Treffen unter General von Schnehen machte, aus seiner Stellung bei der Nübeler Windmühle. Der Theil der Truppen des Generals von Bonin, welcher denen des General Halkett am nächsten war — drei Bataillone unter Oberst-Lieutenant Wiesner, die sich bei Fischbeck gesammelt hatten — waren, als bei Nübel-Mühle die Geschütze zu donnern begannen, noch nicht weit über Fischbeck hinausgekommen. Halkett folgte dem Feinde: die Brigade Marschalck, welche auf der Sonderburger Straße marschirte, warf ihn aus Nübel, General von Schnehen aus Stenderup. Unaufhaltsam ging es weiter, rechts

gegen die Büffel-Koppel, links gegen Düppel-Kirche. Die Brigade Marschalck hatte jenes Gehölz erreicht, als Oberst-Lieutenant Wiesner bei Satrup zuerst auf den Feind stieß.

Dieser Offizier hatte den Befehl gehabt, bei Ulderup zu dem Gros der Bonin'schen Colonne zu stoßen; als er sich jedoch von Auenbüll zu diesem Zweck nach jenem Orte in Bewegung gesetzt hatte, überbrachte ihm Bonin's Adjutant, der bekannte Hauptmann von Delius, die Weisung, den nach Satrup und von da nach Düppel-Kirche führenden Colonnen-Weg einzuschlagen*). Diese Maaßregel gereicht dem General von Bonin zu großer Ehre; sie zeigt, daß er die Gefahr erkannte, in welcher Halkett's Truppen sich befanden, da bisher ihr linker Flügel in der Luft stand; sie beweist aber ferner auch, daß sein Pflichtgefühl stärker war, als sein Ehrgeiz, denn indem er fast die Hälfte seiner Colonne aus der Hand gab und der selbständigen Leitung des Oberst-Lieutenant Wiesner überließ, trat er an diesen auch einen Theil der Ehre ab, die an diesem Tage zu gewinnen war. Es sollte der Löwen-Antheil werden.

Während Wiesner von Satrup her dem Feinde folgte, drang auf der Seite des General Halkett General v. Schnehen bis Düppel-Kirche, Oberst v. Marschalck durch die Büffel-Koppel bis an den östlichen Saum dieses Holzes vor. Hier stand das Gefecht, und mit gutem Grunde; denn für die Halkett'sche Colonne wurde die Gefahr einer Umgehung in der linken Flanke um so dringender, je mehr sie sich der festen Stellung näherte, in welcher der Feind mit seiner Hauptmacht stand. Auch vom Oberbefehlshaber traf jetzt der Befehl ein, „nun auch die Preußen heranzulassen."

*) Hiernach ist die Angabe in v. Sichart's Tagebuch, S. 202, daß Oberst-Lieutenant Wiesner sich vor Satrup mit dem Gros der Bonin'schen Colonne vereinigt habe, zu berichtigen. Die Absicht war dies gewesen, sie wurde indeß abgeändert.

So war denn die kräftige Vorwärtsbewegung, auf welche die Disposition mit Recht das größte Gewicht gelegt hatte, in's Stocken gerathen, und damit schwand jede Aussicht auf die Möglichkeit, sich der Düppeler Höhen im ersten Anlauf zu bemächtigen. Der Feind gewann Zeit, sich zu sammeln und von Alsen her Verstärkungen an sich zu ziehen: so wurde es schon jetzt zur Gewißheit, daß es — wenn überhaupt — nur mit den schwersten Opfern möglich sein werde, sich der seit dem 28. Mai stark armirten Höhen zu bemächtigen.

Etwa um zwei Uhr kam Oberst-Lieutenant Wiesner bei Düppel-Kirche in gleiche Höhe mit den Truppen des 10. Armee-Corps. Da er erfuhr, daß dieselben in keinem Fall weiter vorgehen würden, griff er allein Wester-Düppel an, trieb die Dänen über dieses Dorf, dann auch über Oster-Düppel hinaus und folgte ihnen bis an den Fuß der dahinter liegenden Höhen. Da die Truppen der Halkett'schen Colonne in der Nähe der Büffel-Koppel außer Gefecht stehen blieben, so war er genöthigt, seinen rechten Flügel bis an den Wenning-Bund auszudehnen, und von hier lief denn eine dichte Schützenkette am Fuße der Düppeler Berge hin, die sich nördlich von Oster-Düppel an die Tirailleur-Linie anschloß, welche General von Bonin, nachdem er von Satrup her vordringend Suurlycke genommen, südöstlich dieses Dorfes vorgeschoben hatte. Auf der langgedehnten Linie von Suurlycke bis zum Wenning-Bund südlich von Freudenthal entspann sich nun ein hartnäckiges stehendes Gefecht. Nur auf dem äußersten rechten und dem äußersten linken Flügel war die Verwendung von Artillerie möglich: dort fuhr eine hannöverische Batterie auf, um die Geschütze der gegenüberliegenden Schanzen und einige Kriegsschiffe, die sich dem Strande näherten, in Schach zu halten*);

*) Von Seiten der Halkett'schen Colonne nahm einzig und allein diese Batterie an dem Kampfe vor Düppel Antheil. Wenn Baudissin S. 235 sagt,

hier versuchten sich einige Haubitzen gegen die schweren Positionsgeschütze auf den Höhen. Hier wie dort jedoch entwickelte die dänische Artillerie eine Ueberlegenheit der Zahl sowohl wie des Calibers, welche die deutschen Geschütze bald nöthigte, den ungleichen Kampf, den sie eine Zeit lang rühmlich bestanden hatten, abzubrechen.

Um so schwerer wurde der Stand der preußischen Infanterie; von diesen Truppen aber waren es wieder die Bataillone Wiesner's, denen der weitaus mühevollere und blutigere Theil der Arbeit zufiel. Gleich nachdem dieselben Oster-Düppel genommen hatten, eröffneten die Schanzen gegen dieses Dorf eine Kanonade, welche nach der Versicherung alter Offiziere heftiger und furchtbarer anzuhören war, als einst der Donner des Geschützkampfes bei Waterloo. Unterbrochen wurde sie von Zeit zu Zeit durch Ausfälle, welche die Dänen aus ihren Verschanzungen versuchten: je länger das Gefecht dauerte, desto häufiger und heftiger wurden dieselben. Der rechte Flügel der Preußen war es, welcher fast die ganze Wucht dieser Offensivstöße auszuhalten hatte. Hier fochten, an der Sonderburger Straße, die Füsiliere des 31. und des 20. Infanterie-Regiments — dieselben, welche bei Schleswig in jenem kritischen Moment den Umgehungs-Versuch der Dänen vereitelt hatten —, später schloß sich ihnen noch eine Compagnie des 12. Regimentes an. Nichts vermochte

---

das 10. Armee-Corps (beiläufig gesagt, waren es nur 4500 Mann von diesem Corps) sei, von Oberst-Lieutenant Wiesner kräftig unterstützt, gegen die feindliche Stellung vorgegangen und habe sie genommen, so ist dies ein Irrthum. General von Schnehen marschirte vielmehr, als Wiesner bei Düppel-Kirche ankam, mit seinen Truppen ab und setzte sich hinter die Brigade Marschalck (v. Sichart, Tagebuch S. 203). Jenseits der Büffel-Koppel haben Halkett's Truppen eine feindliche Stellung überall nicht mehr genommen. Das Gefecht wurde hier von den preußischen Truppen allein geliefert, jene hannöverische Batterie ausgenommen, welche ihrem rechten Flügel eine allerdings erwünschte, wenn auch vorübergehende Hülfe brachte.

diese braven Truppen zum Weichen zu bringen: sie schickten jedesmal den Feind mit blutigen Köpfen in seine Schanzen zurück.

Einen Sturmversuch auf die Düppeler Höhen zu machen, lag nicht mehr in der Absicht des General von Wrangel: da es nicht möglich gewesen war, mit dem Feinde gleichzeitig sie zu ersteigen, so wäre der Versuch, sie stürmender Hand blos mit Infanterie zu nehmen — denn die Artillerie zählte auf deutscher Seite nicht mit — ein sträflich tollkühnes Beginnen gewesen. Wrangel gab daher etwa um halb sechs Uhr den Befehl, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und das Gefecht allmälig abzubrechen. Derselbe scheint jedoch den einzelnen Commandeuren nicht in völlig übereinstimmender Fassung überbracht worden zu sein, oder lautete er, als er gegeben wurde, unklar — genug, es trat das schwer Erklärliche ein, daß nach seiner Ertheilung die Colonne Halkett *sofort* und das einzige noch vor Suurlycke stehende Bataillon Bonin's nicht viel später den Rückzug antrat, während Oberst-Lieutenant Wiesner seine Stellung noch *zwei Stunden lang* behauptete*). Erst um halb 8 Uhr, als vom Oberbefehlshaber der Befehl eintraf, jetzt unter allen Umständen das Gefecht abzubrechen, ließ Wiesner „langsam zurück!" blasen. Und jetzt trat ein Moment ein, dessen Gedächtniß in den Annalen der preußischen Kriegsgeschichte aufbewahrt zu werden verdient. Das vom Hornisten gegebene Signal pflanzt sich nach links und rechts längs der Schützenlinie

*) Dieses Verhältniß ist in Wrangel's Bericht verwischt. Es verstrich zwischen dem Abzuge des vor Suurlycke stehenden Bataillons und dem der bei Düppel fechtenden Bataillone eine viel längere Zeit, als jener Bericht glauben läßt. Die Tirailleurs wurden nicht gegen 7 Uhr, wie es dort heißt, sondern nach halb 8 Uhr zurückgezogen. Der Vorsprung, den das von Suurlycke zurückgehende Bataillon hatte, war so bedeutend, daß Oberst-Lieutenant Wiesner, als *er* den Rückzug antrat, von den dänischen Abtheilungen, die jenem gefolgt waren, in seiner linken Flanke empfindlich beunruhigt wurde.

fort; endlich, wie es sich dem äußersten rechten Flügel nähert, blasen dort — wie spottend — die Hörner: Marsch, Marsch! und ein hundertstimmiges Hurrah! folgt. Wieder läßt Oberst-Lieutenant Wiesner „langsam zurück!" blasen; wieder vom rechten Flügel: Marsch, Marsch! und Hurrah! Dann erst fand der nochmals wiederholte Ruf jene widerspenstigen Braven gehorsam, und der Rückzug begann.

Die tapferen Truppen durften ihn mit Ehren antreten. Alles hatte sich vereinigt, um das vierstündige Gefecht, welches sie vor den Düppeler Höhen bestanden, zu dem ruhmvollsten zu machen: die große Ueberlegenheit der feindlichen Streitkräfte, die feste und furchtbar armirte Position des Feindes, das Terrain, in dem sie selbst fochten, welches durch seine sogar in den Herzogthümern ungewöhnliche Zerrissenheit der planmäßigen Leitung der Operationen fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt und auch bei den Unterbefehlshabern wie bei den Truppen selbst Entschlossenheit und Fähigkeit zu selbständigem Handeln in besonders hohem Grade voraussetzt.

Es war aber von dem schweren Tagewerke der schwerste Theil noch übrig: der Rückzug vor einem dreifach überlegenen Feinde, dessen Kampf- und Unternehmungslust unerschüttert geblieben waren. Zur Aufnahme der zurückgehenden Schützenlinien hatte Oberst-Lieutenant Wiesner eine doppelte Reserve in Bereitschaft gehalten: ein Bataillon hatte er schon beim Eindringen in Wester-Düppel auf dem Kirchhofe zurückgelassen; später, gegen Abend, hatte er ein zweites, welches Bonin von Snurlycke aus ihm zu Hülfe schickte, im Dorfe selbst eine Aufnahme-Stellung nehmen lassen. Diesen Maaßregeln war es zu danken, daß der Rückzug in vollster Ruhe und Ordnung angetreten werden konnte. Die Dänen folgten dem abziehenden Feinde auf der Ferse und setzten ihm hart, sogar mit Geschütz, zu. Bei Düppel-Kirche bestand das 1. Bataillon des 12. Regiments ein heißes und blutiges Gefecht mit ihnen: es behaup-

tete den Platz, bis die übrigen Bataillone einen genügenden Vorsprung gewonnen hatten. Und in derselben Weise, gegenseitig und im Wechsel sich aufnehmend, wichen diese Braven nur Schritt für Schritt ihren Verfolgern; es ginge so ruhig und regelrecht, wie auf dem Exercir-Platze, meinten die Generale. Diese herrlichen Truppen feierten heute ihren Ehrentag; es waren Stunden, in denen der alte stolze Geist von Fehrbellin, von Roßbach und von Leipzig mächtig wieder seine Flügel regte; Stunden, wie nur der Krieger im heißen Drange der Schlacht sie erlebt, wo er blutend, sterbend dennoch denkt: nichts Herrlicheres ist auf der Welt, als der Krieg! Noch während des Gefechts näherte sich Bonin dem Oberst-Lieutenant Wiesner und sprach ihm tief ergriffen, in abgebrochenen Sätzen, seinen Dank aus.

Die Nacht brach herein, als unweit Satrup die letzten Schüsse fielen. Der Zweck des Tages war zwar verfehlt: der Feind war im Besitze der Düppeler Höhen geblieben und es hatte auf preußischer Seite der Aufbietung aller Kraft bedurft, um eine verhängnißvolle Niederlage zu vermeiden. Die Behauptung der Stellung vor jenen Höhen war ein Fehler gewesen von dem Augenblicke an, wo es klar wurde, daß ihre Einnahme unmöglich sei: aber reiche Ehre war gewonnen. Nur in den letzten Augenblicken des Gefechts wurden einige schwer Verwundete dem Feinde überlassen; kein Verwundeter kam ohne seine Waffen zurück, selbst die Gewehre der Gefallenen wurden von den Kameraden mitgenommen; einen erschossenen Offizier bestatteten die Soldaten auf dem Düppeler Kirchhofe, als hier der Kampf am furchtbarsten wüthete. Welche Aufgabe wäre solchen Truppen zu schwer gewesen und wie anders wäre Alles gekommen, als es kam, wenn von dem Heldensinn, der sie beseelte, etwas in den Herzen der Männer gewesen wäre, welche damals die Geschicke des preußischen Staates lenkten!

Wrangel hatte das Versprechen, welches er dem preußischen

Minister des Auswärtigen gegeben, in acht Tagen Dänemark zum Frieden zu zwingen, nicht gehalten. Nachdem er im Anfang den Vortheil, den die Gunst der Umstände ihm bot, leichtsinnig aus der Hand gegeben hatte, mußte er bald inne werden, daß er dem Feinde nichts mehr anhaben könne.

Die Haltung des Auslandes beim Beginn des Krieges.

Die ganze Last der Aufgabe, welcher die preußischen und deutschen Waffen sich nicht gewachsen zeigten, fiel somit der preußischen Staatskunst zu. Daß ihre geschriebenen Argumente, wenn die schlagenden der kriegerischen Aktion ihr nicht zur Seite gingen, zu keinem guten Ziele führen würden, konnte freilich von Anfang an nicht zweifelhaft sein.

Die Stellung, welche die fremden Mächte im ersten Augenblick zu dem deutsch-dänischen Streite nahmen, bot für Preußen keinen Anlaß zu Besorgnissen. Oestreich verhielt sich, da es in seinem eignen Hause genug zu thun hatte, rein abwartend; doch war es schon schlimm genug und ein böses Vorzeichen, daß es — der einzige deutsche Staat — beim Ausbruch des Krieges seinen Gesandten in Kopenhagen ließ; beim Ausbruch des Krieges, welchen die Bundesversammlung unter dem Vorsitz des östreichischen Bundestagsgesandten beschlossen hatte. Frankreich war zu sehr von seinen eignen Angelegenheiten in Anspruch genommen, um den Sympathien, welche dort allerdings im Volke sowohl als bei der neuen Regierung für Dänemark vorhanden waren, den Nachdruck einer thätigen Parteinahme zu geben. In Petersburg stand man mit dem Herzen freilich auch ganz auf dänischer Seite; Kaiser Nicolaus sprach sich in vertraulichen Unterhaltungen sehr ungehalten, ja drohend gegen Preußen und Deutschland aus, er ließ in den ersten Tagen des Mai in Berlin seine Mißbilligung der dort ergriffenen Maaß-

regeln aussprechen; an eine Einmischung jedoch dachte er und die russische Regierung nicht; man war in Petersburg entschlossen, sich die Haltung anzueignen, die England in dieser Frage beobachten würde. In Schweden fehlte es nicht an lebhaften Kundgebungen der populären Sympathie für das bedrohte Brudervolk; auch schritt die Regierung im Anfang des Mai zu Kreditforderungen im Reichstage und zur Ausrüstung eines Theiles der Flotte; gleichzeitig erklärte jedoch auch sie, daß Englands Verhalten für ihr Verhalten maaßgebend sein werde. In England aber nahm zwar die öffentliche Meinung zum Theil sehr lebhaft Partei gegen Deutschland; Lord Palmerston aber war zu einer auch nur diplomatischen Unterstützung Dänemarks durchaus nicht geneigt. Die Berufung auf die vielberufene Garantie vom Jahre 1720 wies er kurzweg ab, da es sich gegenwärtig nicht um die dynastische, sondern um eine innere Verfassungsfrage in Schleswig handle. Was das Recht betraf, neigte er sich eher auf die deutsche als auf die dänische Seite. Den Abgesandten der Bundesversammlung empfing er sehr zuvorkommend und äußerte gegen ihn, es verstehe sich von selbst, daß der Streit zu einem für Deutschland ehrenvollen Ende geführt werden müsse. Sein und in Wahrheit auch des Landes einzig dringender Wunsch war die Wiederherstellung des Friedens, und zu diesem Zweck bot er den streitenden Theilen die freundschaftliche Vermittlung Englands an, welche denn auch von der Bundesversammlung und Preußen auf einer, von dem Kopenhagener Cabinet auf der andern Seite angenommen wurde.

Englands Vermittelung.

Der erste Versuch Englands, den Feindseligkeiten ein Ende zu machen, geschah auf dem Kriegsschauplatze selbst. Am

2. Mai ließen der englische Gesandte in Kopenhagen und der russische, der sich diesem Schritt anschloß, dem General von Wrangel, welcher eben die jütische Grenze überschritten hatte, den Vorschlag eines Waffenstillstandes überreichen, welchem zufolge Dänemark sich fernerer Feindseligkeiten zur See enthalten, dafür aber Jütland von den deutschen Truppen geräumt werden sollte. Aber Wrangel's Muth stand noch zu hoch, um darauf einzugehen: er erklärte, zur Räumung der occupirten Provinz und zur Schließung eines Waffenstillstandes nur dann bereit zu sein, wenn Dänemark Alsen räume, die mit Embargo belegten deutschen Schiffe frei gebe und für allen andern dem deutschen Handel zugefügten Schaden Ersatz leiste. Auch in Berlin wurde dies als die Grenze der Zugeständnisse bezeichnet, zu denen man bereit sei. Noch war man auch in Berlin voll zuversichtlicher Hoffnung. Am. 8. Mai ließ der Minister von Arnim durch den preußischen Bundestagsgesandten in der Bundesversammlung erklären: der Augenblick zu einer ehrenvollen Ausgleichung des Streites scheine jetzt gekommen zu sein. Bei den Friedensverhandlungen werde das volle Recht der Herzogthümer fest gehalten und auf der Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund bestanden werden.

In der Mitte des Monats begannen in London Lord Palmerston's Verhandlungen mit den Vertretern Preußens und Dänemarks zur Gewinnung einer Waffenstillstands- und Friedens-Basis. Bunsen, der preußische Unterhändler, schlug als Bedingungen für den Waffenstillstand vor: Schleswig solle, Alsen nicht ausgenommen, von den dänischen Truppen geräumt werden, die deutschen sich aus Jütland und Schleswig nach Holstein zurückziehen, die provisorische Regierung im Amte, die schleswig-holsteinische Armee unter den Waffen bleiben, alle mit Embargo belegten oder auf offner See weggenommenen Schiffe von Dänemark freigegeben werden. Als Friedensbasis stellte Bunsen die Forderungen auf, welche Preußen am 8. Mai

der Bundesversammlung vorgelegt hatte und die von derselben waren gutgeheißen worden. Dänemark dagegen verlangte nichts Geringeres, als Entfernung der Truppen des deutschen Bundes nicht blos aus Jütland und Schleswig, sondern auch aus Holstein; Entlassung der schleswig-holsteinischen Armee und der Freicorps; Entsetzung der provisorischen Regierung, an deren Stelle für Holstein eine vom Bunde, für Schleswig eine vom Könige von Dänemark ernannte Oberbehörde treten solle; Aufstellung eines Gensdarmerie-Corps in den Herzogthümern zur Aufrechthaltung der Ordnung in dem von Truppen ganz entblößten Lande; endlich Erstattung der in Jütland beigetriebenen Requisitionen. Ginge Preußen auf diese bescheidenen Forderungen ein, so wolle Dänemark die Räumung von Alsen und die Herausgabe der fortgenommenen deutschen Schiffe gewähren. Ueber Bedingungen, die es bei Verhandlungen über einen schließlichen Frieden stellen würde, ließ Dänemark sich gar nicht vernehmen. Dänemark, man sieht es, hatte trotz der Niederlage bei Schleswig und der Occupation von Jütland den Muth nicht verloren. Lord Palmerston, der sich in den Vorschlägen, die er selbst als Mittler aufstellte, sichtlich der deutschen Seite zuneigte, vermochte eine Annäherung der sich so schroff gegenüberstehenden Ansprüche nicht herbeizuführen*).

---

*) Wenn Graf Adalb. Baudissin der provisorischen Regierung einen schweren Vorwurf daraus macht, daß sie sich beharrlich und unter allen Umständen weigerte, in die Abtrennung des nördlichen Schleswig zu willigen, so bekennen wir, denselben durchaus nicht zu verstehen, insofern Baudissin das Scheitern der Vermittelungsversuche zum großen Theil auf Rechnung jener Weigerung schreibt. Die provisorische Regierung nahm an den Verhandlungen in London keinen Antheil und übte auch mittelbar nicht den allermindesten Einfluß auf dieselben. Die Theilung Schleswigs wurde von der preußischen Regierung, welche sie vorgeschlagen hatte, trotz der Proteste, welche von Rendsburg aus in Berlin dagegen erhoben wurden, anfänglich festgehalten. Dänemark ging sogar darauf ein, aber freilich in seiner Weise, d. h. wie zum Hohn: es erklärte nämlich, die Theilungslinie dürfe in keinem Falle weiter

Der üble Wille der Bundesversammlung und der Regierungen der norddeutschen Staaten.

Unterdessen hatten sich mannigfache Umstände vereinigt, um sowohl den Muth der preußischen Regierung als ihr Wohlwollen gegen die Herzogthümer herabzustimmen. Zunächst wirkte in dieser Richtung der Widerwille und der engherzige Particularismus, auf den sie sowohl bei der Mehrzahl der einzelnen zunächst betheiligten norddeutschen Staaten als bei der Gesammtheit der deutschen Regierungen am Bundestage stieß, als es galt, die preußische Aktion wirksam zu unterstützen. Es war damals, wie es heute ist und immer war: alle Welt in Deutschland war patriotisch genug, um es selbstverständlich zu finden, daß Preußen für die gemeinsamen nationalen Interessen alle nur erdenklichen Opfer bringen müsse, nur selbst wollte man mit Opfern verschont bleiben. — Zum Prüfstein für den Patriotismus der kleineren deutschen Staaten wurde damals die Blokade. Ende April wurde dieselbe von der Kopenhagener Regierung über sämmtliche deutsche Häfen an der Ostsee verhängt, nach 10 Tagen jedoch auf die Mündungen der Oder und die Kieler Bucht beschränkt. Hatte Dänemark durch diese Beschrän-

nördlich als bis Schleswig-Husum gehen. Hierauf einzugehen erschien denn doch sogar dem Herrn von Schleinitz — Arnim's provisorischem Nachfolger — unmöglich, und er ließ das ganze Theilungsprojekt freiwillig fallen. Damals handelte es sich jedoch auch gar nicht mehr um die Forderungen und Gegenforderungen, die dem Lord Palmerston vorgelegt wurden. Die englische Vermittelung war von der schwedischen längst überholt; in Malmö aber handelte es sich um das, was die provisorische Regierung wolle oder nicht wolle, noch viel weniger als in London. Von einem Scheitern der Vermittelungsversuche an der Hartnäckigkeit der provisorischen Regierung kann daher in keinem Stadium der Verhandlungen die Rede sein. Hier, wie an vielen andern Stellen verräth das Baudissin'sche Buch einen völligen Mangel an kritischer Befähigung. Vgl. Aktenstücke zur neuesten schleswig-holsteinischen Geschichte.

kung Zwietracht im deutschen Lager erwecken und Preußen lähmen wollen, so konnte das Mittel nicht glücklicher gewählt werden. Der preußische Handel erlitt ungeheure Verluste; er mußte sie schweigend erdulden, da Preußen zur See wehrlos war. Aber — so rechnete man in Stettin und in Berlin — wir bringen diese Opfer ja für die gemeinsame deutsche Sache; der Krieg, welchen die Gesammtheit der deutschen Staaten in Frankfurt a. M. beschlossen hat, fordert sie von uns: so ist es denn eine Forderung der einfachen Gerechtigkeit, daß ganz Deutschland sie uns tragen helfe. In diesem Sinne beantragte die preußische Regierung am 4. Mai in der Bundesversammlung: dieselbe solle die Verhängung des Embargo über alle dänischen Schiffe beschließen, die sich in deutschen Häfen befänden und ferner erklären, daß der deutsche Bund in seiner Gesammtheit verpflichtet sei, für allen Schaden aufzukommen, welchen der deutsche Handel in dem Kriege mit Dänemark erleide.

Doch schon an demselben Tage war in dem Fünfziger Ausschuß von Heckscher, dem Vertreter Hamburgs, um jenen Antrag zu kreuzen, der Gegenantrag gestellt worden: der Ausschuß möge erklären, daß jede Verhängung eines Embargo mit den geläuterten völkerrechtlichen Begriffen der Gegenwart streite, daß aus diesem Grunde der Bundesversammlung die Verfügung dieser Maaßregel nicht zugemuthet werden dürfe, Preußen aber darauf zu verweisen sei, sich in Jütland für die Verluste zu entschädigen, die sein Handel erleide. Die geläuterten völkerrechtlichen Begriffe des Antragsstellers liefen im Grunde auf die Ueberzeugung hinaus, daß der Vertrieb der Hamburger Pfeffersäcke unter keiner Bedingung gestört werden dürfe!

Heckscher's Antrag wurde vom Fünfziger Ausschuß angenommen; Preußens Antrag in der Bundesversammlung am 8. Mai abgelehnt. Bei der dem Beschlusse vorhergehenden Discussion schilderte der hamburgische Gesandte mit glühenden Farben das Elend, welches im Gefolge einer Blokade seiner

Vaterstadt über ganz Deutschland hereinbrechen würde und versicherte, Hamburg werde, selbst wenn Dänemark Embargo auf hamburgische Schiffe lege, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten. So sehr empörten sich die geläuterten völkerrechtlichen Begriffe dieser Stadt gegen den Gräuel des Embargo! Die Bundesversammlung dachte ebenso: der Bund, so lautete der Beschluß, würde zwar berechtigt sein, die von der preußischen Regierung empfohlene Maaßregel zu treffen, aber er wolle sie nicht allgemein verfügen, wobei er von der Voraussetzung ausgehe, daß Dänemark zum Ersatze des der deutschen Schiffahrt zugefügten Schadens verpflichtet und demnach bei der Vermittlungsverhandlung darauf zu halten sei.

Preußen erhielt also den bundesfreundlichen Rath, es möge selbst zusehen, wie es sich seines Schadens erhole. Es war sogar nahe daran, daß in dem Beschlusse sein Ansinnen als „inhuman und unzulässig“ gebrandmarkt wurde!

Die deutschen Küstenstaaten säumten nicht, mit Berufung auf den Beschluß der Bundesversammlung, die mit Embargo belegten dänischen Schiffe frei zu geben. Nur Hamburg gab keine Schiffe frei, denn es hatte überall keine festgehalten. Einige von den Regierungen dieser Staaten handelten dabei in dem guten Glauben, Niemandem damit etwas zu Leide zu thun, und waren höchlich überrascht, als Preußen sie seinen Unwillen fühlen ließ. Wie groß aber die gerechte Erbitterung der preußischen Staatsmänner war, als sie sich von den Bundesgenossen im Stich gelassen sahen, sehen wir an dem preußischen General-Consul in Hamburg, welcher, als nach der dänischen Blokade-Erklärung der Hamburger Senat sich weigerte, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, von Hannover Truppen requirirte, die man aber dort nicht disponibel zu haben erklärte.

Dazu kam jetzt noch, daß die meisten dieser Staaten, als Wrangel nach dem Einmarsch in Jütland Verstärkungen ver-

langte, nichts als Ausflüchte übrig hatten, die sogar von der Bundesversammlung bei dem Oberbefehlshaber unterstützt wurden.

Russlands und Schwedens Drohungen.

Und während Preußen solchergestalt sich von denen, in deren Namen es Krieg führte, schmählich verlassen und die Gefahr der Isolirung sich drohen sah, gewannen zu allem Uebrigen auch seine Beziehungen zu den auswärtigen Mächten ein bedenkliches Aussehen. Am 15. Mai überreichte der Vertreter der französischen Republik dem Freiherrn von Arnim eine Note, welche eine sehr nachdrückliche Verwendung zu Gunsten Polens enthielt und ankündigte, daß Frankreich in kurzer Zeit für ein dorthin bestimmtes Hülfscorps den Durchmarsch durch preußisches Gebiet verlangen werde. An demselben Tage übergab der russische Gesandte dem preußischen Minister eine gleich energische Note wegen Schleswig-Holsteins, die schon als eine versteckte Kriegserklärung angesehen wurde; denn sie sprach es offen aus, daß Rußland, nachdem der Einmarsch in Jütland erfolgt sei, den Versicherungen Preußens, in Dänemark keine Eroberungen machen zu wollen, keinen Glauben schenke und ernstliche Besorgnisse wegen eines nahen Bruches hege. Arnim benutzte nun zwar die Gleichzeitigkeit der französischen und der russischen Drohungen sehr geschickt, um für den Augenblick die beiden Diplomaten, die sie überreicht hatten, gegenseitig in Schach zu halten; er schlug darum aber doch die Gefahr fremder Einmischung durchaus nicht gering an: die Zuversicht der leitenden Kreise in Berlin war merklich herabgestimmt. Daß Schweden schon im voraus angekündigt hatte, es werde, wenn das deutsche Heer die jütische Grenze überschreite, Truppen nach Fünen

schicken und einen Theil seiner Flotte auslaufen lassen, verfehlte ebenfalls seinen Eindruck nicht*).

Wenige Tage nachdem die drohenden Noten Rußlands und Frankreichs in Berlin abgegeben waren, langte der Sohn des General von Wrangel dort an, um von der Regierung die schleunige Nachsendung von Truppen zu verlangen, da die Staaten des 10. Armee-Corps dieselbe verweigerten. Preußen allein sollte also seine Streitkräfte verstärken, in dem Augenblicke, wo Rußland ihm wegen ehrgeiziger Zwecke, die es verfolge, mit seiner Einmischung gedroht hatte. Wäre dadurch dem russischen Argwohn nicht neue Nahrung gegeben worden? Dazu kam, daß eben in jenen Tagen die anderen deutschen Küstenstaaten, sogar die provisorische Regierung der Herzogthümer, den Embargo, mit dem die dänischen Schiffe belegt worden waren, aufhoben: eine Maaßregel, welche den Schein hervorrufen mußte, als wünschten diese Staaten Frieden mit Dänemark und seien sie nur von Preußen in den Krieg fortgerissen worden: Preußen, so mußte es im Auslande scheinen, habe allein ein Interesse an demselben; wie es, ohne die Beschlüsse der Bundesversammlung abzuwarten, seine Truppen nach Holstein geschickt, so verfolge es in diesem Kriege nur preußische, nicht deutsche Ziele. —

Lähmung der Aktion Preussens.

Alles dies zusammengenommen war zu viel für die preußische Regierung. Am 22. Mai fertigte sie an Wrangel den

*) Aus welcher Quelle Baudissin seine Angabe über eine zwischen Rußland und Schweden geschlossene Convention und über die in derselben verabredete Besetzung Ost-Preußens mit 100,000 Mann geschöpft hat, wissen wir nicht. Sie erscheint uns durchaus unwahrscheinlich: so weit war das russische Cabinet damals gewiß noch nicht vorgegangen!

Befehl ab, die Beitreibung der ausgeschriebenen Contribution zu unterlassen, Jütland zu räumen und sich aller ferneren Feindseligkeiten möglichst zu enthalten. Die officiösen Zeitungen sprachen offen aus: wenn die übrigen deutschen Regierungen fortan nicht mehr guten Willen, als bisher, an den Tag legten, um Preußen zu unterstützen, so sei dasselbe fest entschlossen, nun auch seinerseits unter jederlei Bedingung den Frieden mit Dänemark herbeizuführen. — So sehr war der preußischen Regierung der Muth gesunken; so völlig hatten die ersten Schwierigkeiten, die sie auf ihrem Wege fand, die kecke Zuversicht gebrochen, mit der sie ihn betreten hatte.

Wer will es denn läugnen, daß Preußens Erbitterung gegen die deutschen Bundesgenossen berechtigt war? Aber durfte Schleswig-Holstein dafür büßen, daß dem Hamburger Senat die Course der Börse höher standen als Deutschlands Recht und Ehre, und daß man in Hannover zu heroischen Opfern für die nationale Sache nicht aufgelegt war? Wer will es läugnen, daß Preußen, indem es sich zum Anwalt des guten Rechts der Herzogthümer machte, große Gefahren herbeizog? Aber wann ist die Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Mission für Preußen gefahrlos gewesen? In die Mitte Europas gestellt, eingekeilt zwischen Schweden, Polen, Oestreich, Frankreich, konnte es nur durch heroische Kraftentwickelung aus kleinen unscheinbaren Anfängen sich zu dem entfalten, was es ist; nur so kann es sich behaupten und einst seine Bestimmung erfüllen. Aber hat nicht eben jene Ungunst seiner von Feinden umringten Lage die ehernen Männer geschaffen, welchen Preußen seine Größe verdankt, den großen Kurfürsten, Friedrich Wilhelm I. und den großen Friedrich? Hat nicht der jahrhundertelange harte Kampf ein zähes, ausdauerndes Volk geschaffen, stolz auf seine Geschichte und auf sein Fürstengeschlecht und von einer Liebe zu seinem Vaterlande beseelt, der kein Opfer zu schwer ist? Wahrlich, das war das alte, das echte Preußen

nicht, das im Mai 1848 vor den ersten Wetterwolken, die sich am Himmel zeigten, zagmüthig die Segel strich und den Hafen suchte!

Der Befehl zur Räumung von Jütland gelangte insofern zu spät an Wrangel, als er sich, wie wir gesehen haben, aus freiem Antriebe bereits dazu entschlossen hatte. Die Weisungen, welche ihm jetzt von Berlin zugingen, konnten ihn freilich nur in der Absicht bestärken, sich fortan rein defensiv zu verhalten. Einen vorwiegend defensiven Zweck hatte der Angriff auf die Dänen am 5. Juni: Wrangel wollte ihnen, wie er in seinem Bericht sagt, „das immer weitere Ausbreiten und Festsetzen in der Nähe der deutschen Vorposten verleiden“. Freilich sollte auch, wie derselbe Bericht andeutet, Revanche für den 28. Mai genommen und der üble Eindruck verwischt werden, den der Rückzug aus Jütland hervorgebracht hatte. Nichts von alle dem wurde erreicht: die Dänen behaupteten ihre Stellung und nöthigten den Angreifer zum Rückzuge, ihr Muth war nur noch höher gestiegen. Wrangel verzichtete auf jede Erneuerung des Versuchs, ihnen einen Vortheil abzugewinnen und bezog mit seiner Armee enge Cantonnements nördlich von Flensburg. Jeder Gedanke an eine Offensive lag von jetzt an dem Oberbefehlshaber so fern, daß vielmehr die Stellung von Bau nach allen Regeln der Kunst verschanzt wurde, um hier, wenn man von einem überlegenen Feinde angegriffen würde, eine Schlacht zu liefern. Der überlegene Feind aber, gegen den man sich so verwahren zu müssen glaubte, war eine vereinigte schwedisch-dänische Armee. Um dies und die völlig unthätige Haltung zu verstehen, die Wrangel bis zum Ende des Juni beobachtete, müssen wir den Blick wieder auf den Verlauf der diplomatischen Verhandlungen wenden.

Nachdem der erste Versuch Lord Palmerston's zur Ausgleichung der so sehr verschiedenen Bedingungen, die von preußischer und von dänischer Seite waren aufgestellt worden, an

der Hartnäckigkeit beider Theile gescheitert war, ruhten die Verhandlungen mehrere Wochen hindurch. Dann trafen, um dieselben wieder anzuknüpfen, zwei dänische Diplomaten in London ein, und Palmerston begann die Danaiden-Arbeit von Neuem. Da jedoch Preußen keine Waffenerfolge aufzuweisen vermochte, durch die seine Sache mittlerweile gebessert worden wäre, so führte Palmerston jetzt die Zugeständnisse, die er früher dem deutschen Interesse gemacht hatte, schon auf ein weit geringeres Maaß zurück. Er kam von jeder Aufstellung einer Friedensbasis zurück und beschränkte sich auf den Versuch, eine Verständigung über die Bedingungen eines Waffenstillstandes anzubahnen. Er selbst näherte sich jetzt in dieser Beziehung sehr merklich den maaßlosen Forderungen, mit denen Dänemark von Neuem hervortrat, und trug kein Bedenken, sowohl die Entlassung der schleswig-holsteinischen Truppen, als die Auflösung der provisorischen Regierung zu empfehlen. Bunsen ging hierauf nicht ein, und Reedtz und Pechlin, die dänischen Commissare, reisten ab. Von hier ab verliefen sich die Londoner Verhandlungen im Sande; man schlug in Berlin neue Bahnen ein, welche denn auch, wie wir sehen werden, zum Ziele führten, aber zu welchem Ziele!

Der Ministerwechsel in Berlin.

In der preußischen Hauptstadt hatte sich mittlerweile in den leitenden Kreisen ein Personenwechsel zugetragen, der für den weiteren Verlauf der Dinge in den Herzogthümern von entscheidender Bedeutung werden sollte. Freiherr von Arnim war am 17. Juni von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zurückgetreten, einige Tage später folgte ihm das gesammte Ministerium Camphausen — zeitig genug für seinen Nachruhm. Arnim war ein Ehrenmann und ein

aufrichtiger Freund der Sache der Herzogthümer, deren hohe Bedeutung er als Patriot eben so sehr wie als Staatsmann würdigte. Ob er der Mann gewesen wäre, um sie glücklich und ehrenvoll hinauszuführen — wer will es sagen? der Rückzug, den die preußische Politik im Mai angetreten hatte, war ja auch sein Werk gewesen. Nimmer aber, davon halten wir uns überzeugt, hätte man sich zu ihm der Schimpflichkeiten versehen dürfen, zu denen die preußische Politik unter seinen Nachfolgern, den Schleinitz, Auerswald, Pourtalès herabstieg. Seit Arnim sich zurückgezogen hatte, waren die Herzogthümer von Preußen verrathen und verkauft. Der Schlotter vor dem Auslande, vor Rußland, Schweden und Frankreich und der alte engherzige Particularismus saßen seitdem in Berlin am Staatsruder.

Schwedens Haltung war immer drohender geworden. Es hatte 16,000 Mann in Schonen concentrirt, 4000 Mann nach Fünen geschickt und in Berlin erklären lassen, es werde nur in dem Falle, daß eine wiederholte Ueberschreitung der jütischen Grenze von deutscher Seite unterbleibe, seine Truppenbewegungen einstellen. Wrangel wurde in Folge dessen von Berlin aus angewiesen, jene Grenze unter allen Umständen zu respectiren. Rußlands Stimmung erschien vor Wrangel's Rückzug aus Jütland sehr kriegerisch: am 23. Mai langte Großfürst Constantin mit einigen Kriegsschiffen im Hafen von Stockholm an und stattete dann mit denselben dem Könige von Dänemark in Kopenhagen einen Besuch ab. Seitdem aber begann von Petersburg her die Sonne der Gnade den preußischen Staatsmännern wieder zu lächeln. Kaiser Nicolaus sprach sich sehr unwillig über den Angriff aus, den die Dänen am 28. Mai im Sundewitt auf die deutschen Truppen gemacht hatten. Rußlands Dispositionen würden mit jedem Tage gegen Preußen günstiger, versicherte Herr von Schleinitz dem Geschäftsträger der provisorischen Regierung. Man durfte dieselben um keinen Preis auf's Spiel setzen, das war klar — ein Grund mehr, die jütische

Grenze, deren Verletzung den Zorn des Czaren geweckt hatte, dem General von Wrangel als Noli me tangere eindringlichst zu empfehlen.

Das neue Ministerium war mit dem Könige, den die Einmischung in die schleswig-holsteinische Sache schon längst gereute, und mit der Hofpartei, welche von Anfang an ihr Bestes dazu gethan hatte, sie zu verderben, darüber einig, daß man dem Kriege um jeden Preis ein Ende machen müsse. Seitdem es im Amte war, beklagte sich der Vertreter der Herzogthümer über den Mangel an Offenheit, dem er begegne. Was er zu hören bekam, war wenig tröstlich und ging aus einem ganz neuen Tone: von der Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund werde man zurückkommen müssen und die Herzogthümer würden ihre Interessen am besten wahren, wenn sie sich die für das Königreich geltende weibliche Erbfolge aneigneten *); die Zurückführung ihrer Verhältnisse zu Dänemark auf eine Personal-Union, vom deutschen Bunde garantirt, sei dieses Opfer wohl werth. Ja Herr von Schleinitz erklärte in amtlicher Eigenschaft: „der König von Preußen habe zwar in seinem Schreiben an den Herzog von Augustenburg vom 24. März das Erbrecht des Mannsstammes anerkannt, aber er habe sich nicht bestimmt darüber ausgesprochen, wer denn der nächstberechtigte Agnat sei **).“ Man sieht, dieser Staatsmann war ein Dialecticus, und wüßte man es nicht besser, man möchte darauf schwören, daß er der Erfinder der Interpretations-Kunst gewesen sei, die seitdem in Preußen zu so hoher Vollkommenheit entwickelt worden ist. Jene Worte enthalten eben den Keim des Londoner Protocolls: denn der andere „nächstberechtigte“ Agnat, auf welchen Herr von Schleinitz — sehr zart allerdings! — hindeutet, ist der

*) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. S. 305.

**) Daselbst S. 309.

Prinz Christian von Glücksburg, jetzt König von Dänemark. Was den Waffenstillstand anging, so erschien dem Minister, wie Schleiden, der Vertreter der Herzogthümer, berichtet, selbst die Einräumung des in den Londoner Verhandlungen von dänischer Seite geforderten Gendarmerie-Corps nicht bedenklich.

Sendung des Grafen Pourtalès nach Malmö.

Gegen Ende Juni wurde von Berlin gleichzeitig der General von Pfuel nach Petersburg und der Graf Pourtalès nach Malmö geschickt*): Rußland, so ließ Herr v. Schleinitz sich gegen Schleiden vernehmen, solle in seiner günstigen Stimmung befestigt, Schwedens Freundschaft gewonnen werden; es sei zuversichtlich zu hoffen, daß diese beiden Mächte sich jetzt auf die deutsche Seite schlagen und, vereint mit England, die dänische Regierung zur Nachgiebigkeit zwingen würden: Preußen werde dieselben Waffenstillstandsbedingungen, die Bunsen in London aufgestellt habe, nochmals vorlegen**). Wie viel Aufrichtigkeit in den Versicherungen und Hoffnungen war, die Herr v. Schleinitz aussprach, sollte sich bald zeigen.

Graf Pourtalès trat in Malmö unter der Vermittelung des schwedischen Ministers des Auswärtigen in Verhandlungen

---

*) Wenn Graf Baudissin's Gesch. des schlesw.-holst. Kr. S. 247 behauptet, England habe der preußischen Regierung den Rath zur Sendung Pourtalès nach Malmö gegeben, so ist auch dieses wieder ein Irrthum. Nach den „Aktenstücken" S. 403 erklärte Bunsen diese Sendung „für einen großen Mißgriff, der wesentlich dazu beigetragen, die Sache der Herzogthümer zu verschlechtern; indem England sich dadurch verletzt fühlte." Aber auch an sich ist es ja undenkbar, weil sinnlos, daß England, nachdem es die Vermittelung zwischen Preußen und Dänemark übernommen, jenem gerathen haben sollte, gleichzeitig die Vermittelung einer anderen Macht anzurufen.

**) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. S. 323.

mit dem dänischen Minister, Graf Knuth, ein, welche in ein paar Tagen zu einer Einigung über die Waffenstillstandsbedingungen führten. Graf Pourtalès war geschickter als Bunsen! Er räumte den Dänen eben Alles ein: Erstattung der in Jütland erhobenen Requisitionen, Räumung der Herzogthümer von Seiten des deutschen Bundesheeres, Belassung einer dänischen Besatzung von 400 Mann auf Alsen — wogegen eine gleiche Anzahl Soldaten vom deutschen Bunde in Holstein stationirt werden dürfe — Trennung der schleswigschen von den holsteinischen Truppen, Entlassung der letzteren bis auf die Friedensstärke des Bundescontingents, während von den schleswigschen nur die Cadres unter den Waffen bleiben und nach den Recrutirungsdistrikten über das Land vertheilt werden würden; endlich Absetzung der provisorischen und Einsetzung einer neuen, aus fünf Mitgliedern bestehenden Regierung, die nach den vor dem 24. März geltenden Gesetzen die Verwaltung führen und für die zwei Mitglieder vom Könige von Dänemark gewählt werden sollten.

Diese Zugeständnisse gingen noch weit über diejenigen hinaus, welche Lord Palmerston's letzter Vorschlag Preußen zugemuthet hatte; und es scheint auf den ersten Blick verwunderlich, daß die Berliner Regierung, da sie doch einmal auf alle Bedingungen, die Dänemark ihr vorschreiben würde, einzugehen entschlossen war, die Verhandlungen in London abbrach und neue unter der Vermittelung einer anderen Macht aufknüpfte. Einen Sinn, so scheint es, hatte das nur, wenn man in Malmö zu günstigeren Ergebnissen zu gelangen hoffen durfte. Daß aber von Schweden, welches von Anfang an sehr entschieden für Dänemark Partei ergriffen hatte, weniger zu erwarten war, als von England, welches sich vom ersten Augenblick an neutral erklärt hatte, lag ja klar vor Augen. Die Erklärung dieses Widerspruches ist wohl darin zu suchen, daß die preußischen Minister von Bunsen eine runde Weigerung befürchteten, auf je-

der Grundlage, auch auf der schimpflichen, die Graf Pourtalès in Malmö annahm, mit Dänemark abzuschließen.

Am 5. Juli kehrte der preußische Unterhändler nach Berlin zurück. Die Minister hatten seit seiner Abreise mit noch größerer Besorgniß, als schon vorher an die Möglichkeit gedacht, daß Wrangel wieder anfange, sich zu regen und etwa gar durch eine Niederlage, die er den Dänen beibringe, das Gelingen des eingeleiteten Friedenswerkes gefährde. Ein Sieg, den Wrangel davontrüge, meinte Herr von Schleinitz in einem Gespräch mit Schleiden, würde Schweden und Rußland auf's Neue erbittern.

Wrangel's letzte Unternehmung am 29. Juni.

Und es war in der That nahe daran, daß die Pläne der Diplomaten durch einen Erfolg der deutschen Waffen durchkreuzt worden wären. Wrangel, der seit dem 5. Juni sich auf kleinere und größere Recognoscirungen beschränkt hatte, beschloß, den Feind, der mit seiner Hauptstärke sich bei Hadersleben festgesetzt hatte, am 30. Juni mit ganzer Macht anzugreifen. Die Staaten des 10. Armee-Corps hatten im Laufe des Monats bedeutende Verstärkungen im Ganzen etwa 5000 Mann — nach Schleswig geschickt; auch die provisorische Regierung hatte den besten Willen an den Tag gelegt, zu einer kräftigen Fortsetzung des Krieges beizutragen: die Motive, welche Wrangel zur Räumung des nördlichen Schleswig bestimmt hatten, waren also nicht mehr vorhanden. Von Berlin aus war er nur angewiesen, die jütische Grenze nicht zu überschreiten: bis dahin hatte er freie Hand. Und da auch bisher die Schweden nicht Miene gemacht hatten, ihn auf dem Festlande aufzusuchen; da endlich er und seine ganze Armee danach brennen mußten, die Scharten vom 28. Mai und vom 5. Juni auszuwetzen, so ist

der Beschluß, den er faßte, den Dänen nochmals ernstlich zu Leibe zu gehen, vollkommen begreiflich. Die Behauptung des Prinzen von Noer*), daß der Oberbefehlshaber auch diesmal dem Feinde nichts Ernstliches habe anthun wollen, vermag uns nicht zu überzeugen. Man lese das Tagebuch des 10. Armee-Corps**) und das, was dort über Wrangel's Dispositionen und seine Stimmung gesagt wird. Der alte General war jetzt wirklich Feuer und Flamme. Sein Angriffsplan, den die von schleswig-holsteinischer Seite ausgehenden Darstellungen tadeln***), war vortrefflich, und zielte darauf hin, den Feind in der rechten Flanke, mit der er in der Luft stand, zu umgehen, während er in der Fronte durch einen Angriff auf das Défilé von Hadersleben festgehalten wurde; ihn von seiner Rückzugslinie nach der See hin abzudrängen und dann durch die Uebermacht zu überwältigen. Der Plan mißlang, aber nicht durch Wrangel's Schuld. Er hatte den Befehlshabern auf's nachdrücklichste eingeschärft, Alles zu vermeiden, was den Feind allarmiren könnte. Die Wahl des Weges über Ries und Jersdal, welche der Prinz von Noer ihm zum Vorwurf macht, war unvermeidlich, da es einen andern zur Bewerkstelligung der Umgehung nicht gab. Die Bewegung, welche die deutsche Armee in die Nähe des Feindes brachte, geschah schnell und energisch, nicht „in den kleinsten Märschen", wie die Denkwürdigkeiten sagen: die Truppen marschirten am 29. Juni über 4 Meilen†). Dagegen scheint dem schärfsten Tadler selbst, dem Prinzen von Noer, das Mißlingen — zum guten Theile wenigstens — beizumessen zu sein. Die Kanonade, die er überflüssigerweise schon

---

*) Aufzeichnungen S. 226.

**) v. Sichart, Tagebuch S. 270.

***) Prinz v. Noer, Aufzeichn. S. 226. Baudissin S. 246. Denkwürdigkeiten I. Buch. S. 175.

†) v. Sichart, Tagebuch S. 269.

am 29., am Tage vor dem Hauptangriffe, gegen das befestigte Défilé von Hadersleben eröffnete, mußte dem Feinde verrathen, daß etwas Ernstliches im Werke sei, und Halkett's Soldaten hatten Recht, wenn sie nachher spottend sagten, die Schleswig-Holsteiner hätten durch ihr Sichbreitmachen den Feind merken lassen, daß Jemand in Wasserstiefeln hinter ihnen sei. Auch die preußischen Husaren hatten sich schon am 29. Juni voreilig in ein Gefecht mit dänischer Cavallerie eingelassen, ganz gegen den Befehl und Willen des Oberbefehlshabers, welcher dem vorschnellen Offizier einen derben Verweis ertheilte. Die Folge war, daß die Dänen in der Nacht Hadersleben in lautloser Stille räumten, und daß Wrangel, als er am folgenden Tage angreifen wollte, keinen Feind mehr vorfand. Nur die Schleswig-Holsteiner hatten noch ein kleines Gefecht mit seiner Arrière-Garde. So endete der letzte Versuch einer kriegerischen Aktion, den Wrangel in Schleswig machte.

In den Regierungskreisen der preußischen Hauptstadt erregte die Nachricht, daß es den Dänen gelungen sei, der Schlappe, die ihnen Wrangel für den 30. Juni zugedacht hatte, durch zeitigen Rückzug über die jütische Grenze sich zu entziehen, große Freude*). Hätte der alte General gewußt, daß man sich in Berlin die Hände rieb, während er mißmuthig dem glücklich entkommenen Feinde über die Kolding-Au nachsah, die man ihm zur Grenze für seine Unternehmungslust gesetzt hatte, er würde sicherlich seinem Zorn in ähnlichen Worten Luft gemacht haben, wie die, welche ihm kürzlich, als ihn nach 16 Jahren die Diplomatie an derselben Stelle von Neuem festhielt, in den Mund gelegt wurden.

Graf Pourtalès war also nach Berlin zurückgekehrt. Die Minister wurden nur noch zurückhaltender gegen Schleiden; er fand sie selten mehr zu Hause. Sein Wunsch, den in Malmö

---

*) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. S. 331.

festgestellten Entwurf kennen zu lernen, fand keine Berücksichtigung. Arnim hatte am 8. Mai es für nothwendig erklärt — was sich ja, wenn es ehrlich zuging, von selbst verstand — daß die provisorische Regierung gehört werde, bevor man mit Dänemark abschließe. Jetzt fand ihr Vertreter taube Ohren, als er darauf aufmerksam machte. Die preußischen Minister mußten sich sagen, daß die provisorische Regierung und das Volk der Herzogthümer, wenn das Unheil, das ihnen drohte, ihnen seinem vollen Umfange nach im Voraus bekannt wurde, Himmel und Erde in Bewegung setzen würden, um es abzuwenden. Auch etwas Scham — wir nehmen es zur Ehre der preußischen Staatsmänner an — mochte mit unterlaufen und sie verhindern, offen zu handeln. Nur stückweise erfuhr Schleiden die einzelnen Bestimmungen des Malmöer Entwurfes; von der schlimmsten aber — dem berüchtigten §. 7, welcher die Zusammensetzung der neuen Regierung und den ihr vorgeschriebenen Verwaltungs-Modus betraf — wurde ihm kaum eine Andeutung zu Theil. Als er seine Bedenken dagegen äußerte, daß man etwa dem Könige von Dänemark die Einsetzung der neuen Regierung überlasse, hatte Herr von Schleinitz sogleich guten Rath bei der Hand: wähle der König allgemein verhaßte Männer, wie Scheel oder Reventlow-Sandberg, so werde das Volk sie hoffentlich todtschlagen*). In der That, daß man die Sache der Herzogthümer wohl oder übel aus der Welt schaffen wollte, war schon schlimm genug: aber das Leichenbegängniß noch dazu durch Fastnachtsscherze zu entweihen, war eine empörende Frivolität. Wir beneiden Herrn von Schleinitz nicht um diesen Todtengräber-Humor.

Alle Einwendungen, die Schleiden machte, waren umsonst; man wollte in keinem Punkte auch nur das geringste Zugeständniß

*) Aktenstücke zur neuesten schlesw.-holst. Gesch. S. 338.

machen. Schweden und Rußland und der leidende Ostsee-Handel! antwortete man achselzuckend.

Die preußische Regierung sollte sich jedoch, bevor sie an das nahe geglaubte Ziel gelangte, an zwei Steine stoßen, auf deren Widerstand sie nicht gerechnet oder ihn zu gering angeschlagen hatte. Der eine dieser Steine des Anstoßes war die provisorische Regierung, der andere Wrangel und sein Generalstab.

Der Protest der provisorischen Regierung und Wrangel's gegen die ersten Stipulationen von Malmö.

Pourtalès reiste am 8. Juli ab, um dem General den Malmöer Entwurf und den Befehl zum Abschluß des Waffenstillstandes auf dieser Grundlage zu überbringen. In Rendsburg, wohin auf den Wunsch der Minister Schleiden ihn begleitete, sollte er der provisorischen Regierung einige mündliche Aufklärungen über das bevorstehende Ende des Krieges und die in Malmö festgestellten Bedingungen geben, ohne ihr jedoch den Entwurf selbst mitzutheilen. Das Schreiben des Ministers von Auerswald, welches er mitbrachte, sprach die Befürchtung aus, die Wünsche der provisorischen Regierung möchten durch einige Punkte der Convention nicht ganz befriedigt werden; aber dieselbe enthalte nun einmal das für den Augenblick Erreichbare. Auch habe das Ministerium die Ueberzeugung, daß die Ehre Deutschlands und die Interessen der Herzogthümer in ihr gewahrt seien. — Die Ehre Deutschlands und die Interessen der Herzogthümer!

Die provisorische Regierung war anderer Meinung. Was sie von den in Malmö vereinbarten Bedingungen erfahren hatte, genügte, um sie zum äußersten Widerstande entschlossen zu machen. Sie beschloß: „Graf Reventlow geht sofort nach Berlin und stellt dort für den Waffenstillstand folgendes Ulti-

matum: die neue Regierung nimmt keine Befehle vom Könige von Dänemark an. Die schleswig-holsteinische Armee wird nicht vermindert, und die Rüstungen dauern fort. Die drei in dem Briefe des Königs von Preußen vom 24. März formulirten Fundamentalrechte der Herzogthümer werden von Preußen garantirt. Findet Graf Reventlow die preußische Regierung nicht bereit, auf diese Forderungen einzugehen, so begiebt sich derselbe nach Frankfurt, um dort beim Reichsverweser die Interessen der Herzogthümer wahrzunehmen." —

Unterdessen war Graf Pourtalès auch in Wrangel's Hauptquartier auf Schwierigkeiten gestoßen. Der General und sein Stab, namentlich der Chef desselben, General von Stockhausen, waren aufs Höchste über die Zumuthung, mit der man sie anging, entrüstet. Und was konnte es auch Unerträglicheres für sie geben, als eben das Land ohne Sang und Klang räumen zu sollen, in das sie mit ihrem Degen, mit ihrem Blute sich den Weg gebahnt hatten? Diese Männer hatten doch wenigstens *militärische* Ehre, daran hatten die Minister in Berlin nicht gedacht, und jetzt zeigte es sich, daß der blinde Gehorsam selbst in der *preußischen* Armee seine Grenzen hat. Möge man das auch jetzt, im Jahre 1864, nicht vergessen!

Wrangel weigerte sich, auf die Bedingungen, welche Graf Pourtalès ihm überbracht hatte, abzuschließen. Nachdem er mit Beseler, dem Präsidenten der provisorischen Regierung, welcher ebenfalls im Hauptquartier erschienen war, die Modifikationen festgestellt hatte, welche er in Berlin verlangen wollte, schickte er den Hauptmann von Fransecky dorthin, um dieselben den Ministern vorzulegen. Graf Reventlow war schon vor diesem Offizier angelangt, und hatte das Ultimatum der provisorischen Regierung überreicht. Die Probe dieses doppelten Druckes vermochte die Standhaftigkeit der preußischen Regierung nicht zu bestehen. Diese Staatsmänner waren im höchsten Grade zu bemitleiden: von Außen die drohende Gefahr der russischen und schwedischen

Einmischung; im Innern wüste, chaotische Zustände, die Nachwirkung der Märzstürme; die Klagen der Ostseestädte, die täglich lauter wurden und schon an offene Aufkündigung des Gehorsams streiften, und jetzt noch zu alle dem die Auflehnung der eignen Armee, der anscheinend zum Aeußersten entschlossene Widerstand der Herzogthümer und — der Reichsverweser, ein ganz neu erstandener Faktor des nationalen Lebens, aber bedeutsam genug, um Preußen zu nöthigen, ihn nicht aus der Rechnung fortzulassen. Und nirgends ein Mann in des Wortes wahrer Bedeutung, mit Licht genug im Kopfe, um die Zeit zu verstehen, mit dem großen freien Sinn, um auf ihre berechtigten Forderungen ehrlich einzugehen, und mit dem Muth im Herzen, um die im deutschen Volk entfesselten, wild durch einander wogenden Kräfte unter ein neues Gesetz zu beugen und so geeinigt, in fest geschlossener Kampfordnung den äußeren Feinden entgegenzuführen.

Von solcher Kühnheit war der schwächliche Berliner Liberalismus weit entfernt. Der Entschluß der Minister, Frieden um jeden Preis mit Dänemark zu machen, war gefaßt und blieb derselbe; für den Augenblick aber und zum Schein ließ man sich von Wrangel und der provisorischen Regierung zur Nachgiebigkeit drängen. Der General wurde beauftragt, neue Unterhandlungen mit Dänemark anzuknüpfen, um wo möglich einige den Wünschen der Herzogthümer entsprechende Modifikationen des Malmöer Entwurfs durchzusetzen; die Convention in ihrer Gesammtheit jedoch sollte der Genehmigung des Reichsverwesers vorbehalten werden.

Graf Reventlow und Scheiden begaben sich in das Hauptquartier; die Forderungen, die sie im Interesse des Landes machten, gingen bis an die äußersten Grenzen der Nachgiebigkeit; sie räumten sogar die Ernennung zweier Mitglieder der neuen Regierung durch den König von Dänemark ein! Wrangel gab dem Grafen Reventlow die Hand darauf, daß er keine

schimpflichen Bedingungen unterschreiben werde; es würde, meinte er, für ihn eine Schande sein, die Stipulationen von Malmö anzunehmen.

Die Conferenzen in Bellevue und der Abbruch der Verhandlungen.

So begannen denn am 14. Juli die Conferenzen zwischen Pourtalès und dem Kammerherrn von Reedtz, Dänemarks Bevollmächtigtem, in Bellevue bei Kolding. Diese erste Zusammenkunft blieb resultatlos, da Herr von Reedtz auf die neuen Bedingungen, die ihm vorgelegt wurden, nicht vorbereitet gewesen und genöthigt war, sich neue Instruktionen von Kopenhagen zu holen. Als er wiederkam, befanden sich der englische und der schwedische Gesandte in seiner Begleitung. Aber die erste Unterredung, die im Beisein dieser Diplomaten stattfand, war auch die letzte. Nachdem von dänischer Seite in einigen Punkten bedingte Zugeständnisse gemacht, in andern jedes Nachgeben verweigert worden war, machte endlich die Clausel in Betreff der Genehmigung des Reichsverwesers mit einem Schlage allem Pactiren ein Ende. Bei den dänischen Unterhändlern rief sie die höchste Erbitterung hervor, da sie ihnen als ein Beweis dafür galt, daß Preußen seinen Sinn geändert habe und alle Zugeständnisse, zu denen es sich bequemt, unter einem nichtigen Vorwande rückgängig machen wolle. Der schwedische und der englische Gesandte waren nicht minder aufgebracht darüber, daß Preußen nun plötzlich das ganze Vermittlungswerk wieder in Frage gestellt hatte. Sie hätten sich beruhigen können!

Der dänische Oberfeldherr richtete an Wrangel ein Schreiben voll der bittersten Ironie: er äußerte darin sein Erstaunen, „daß die Unterhandlung auf so seltsame Weise ihr Ansehn verändert habe“ und erklärte, „daß die dänische Regierung sich nie

dazu würde verstehen können, die Verpflichtung Seiner Majestät des Königs von Preußen Schweden gegenüber als nichtsbedeutend anzusehen oder zu denken, daß der Souverän, welcher, ohne den Beschluß der deutschen Bundesversammlung abzuwarten, den Krieg begonnen habe, nicht mehr Herr über die Beendigung desselben sei, trotz der Vollmachten, mit denen er zu diesem Zwecke ausgestattet worden." Aehnlich sprach sich der dänische Minister des Auswärtigen in einer an die Vertreter seiner Regierung im Auslande gerichteten Depesche aus: die dänische Regierung könne sich nicht von ihrem Erstaunen über die unerklärliche Schwäche einer Regierung erholen, die sich in dem Grade ohnmächtig gezeigt habe, daß sie ihren Befehlen keine Achtung bei ihrem eignen Offizier verschaffen könne. Den Unwillen über Wrangel's Widerspenstigkeit theilten auch die preußischen Minister: der General und seine Offiziere seien ganz verstockte Holsteiner geworden, klagte Herr von Auerswald.

Die Verhandlungen waren also abgebrochen*): Wrangel kündigte am 24. Juli die für ihre Dauer verabredete Waffenruhe. Die provisorische Regierung athmete wieder auf; voller Dankbarkeit gegen den General verkündete sie der Bevölkerung: „un-

*) Auch hier wieder leidet Baudissin's Darstellung an zahlreichen und wesentlichen Unrichtigkeiten. Wie er für die Schlacht bei Schleswig das preußische Militär-Wochenblatt zu benutzen verschmäht hat, so für die ersten Unterhandlungen in Malmö und alles Uebrige bis zu dem Bruch in Bellevue die Aktenstücke zur neuesten schl.-holst. Gesch., hier die Hauptquelle. Es finden sich bei ihm hier so viel Irrthümer als Zeilen: die Bedingungen, welche Pourtalès in Malmö unterzeichnete, sind nicht die, welche Baudissin angiebt. Pourtalès überbrachte diese Bedingungen dem General v. Wrangel nicht am 8., sondern am 9. Juli; von Beseler's und Reventlow's Intervention weiß Baudissin nichts, nichts von der Weigerung Wrangel's, nichts von der Abänderung der Malmöer Verabredungen, zu der man sich in Berlin entschloß — andrer Ungenauigkeiten zu geschweigen. Wir wiederholen: gegen diese Art von Geschichtschreibung verwahren wir die Wissenschaft. Siehe Gf. Baudissin, Gesch. des schl.-holst. Krieges S. 247 f.

ehrenhafte Bedingungen sind gescheitert an dem Willen Deutschlands, an der Festigkeit des tapfern Feldherrn, der an der Spitze des deutschen Heeres die Grenze des Landes bewacht." Das Land möge sich rüsten, denn jetzt würden die Waffen sein Loos entscheiden. Und in einem Dankschreiben an Wrangel selbst erklärte sie, die Herzogthümer würden leichter den Krieg mit seinen Opfern und Schrecknissen tragen, „als einen Frieden, den die Feinde mit Hohngelächter verkündeten." Diese Sprache konnte nun freilich den preußischen Ministern nicht gefallen, und sie gaben dem Vertreter der provisorischen Regierung ihr Mißfallen darüber zu erkennen.

Der innere Widerspruch, an welchem Preußens Politik in dem Streite mit Dänemark vom ersten Augenblicke an leidet, tritt auch in diesem Stadium desselben in wahrhaft verwirrender Weise hervor. Da in der Beurtheilung des Verhaltens der Staaten so gut wie bei der Betrachtung der Handlungen des Einzelnen die Frage nach dem Zweck mit Recht vorangestellt wird, so liegt es nahe, auch hier zu fragen: was bezweckte Preußen mit dem Vorbehalt der Genehmigung des Reichsverwesers, den es in Bellevue machen ließ, und der die Fortdauer des von den Ministern als so unerträglich für das Land angesehenen Krieges auf unbestimmte Zeit in Aussicht stellte? Am 31. Juli sagte Graf Pourtalès dem Vertreter der Herzogthümer in Berlin rund heraus, Preußen werde sich unter allen Umständen vom Kriege zurückziehen und im Nothfalle — also wenn der Reichsverweser seine Einwilligung nicht gebe — auf eigene Hand mit Dänemark Frieden schließen. Der wackre Schleiden ruft zwar, nachdem er diese Aeußerung des preußischen Diplomaten berichtet, zuversichtlich aus: ich glaube das nicht! Aber er hätte es ruhig glauben dürfen: die preußische Regierung wollte Frieden um jeden Preis — sofern von einem Willen oder einem Wollen bei ihr überhaupt die Rede sein konnte. Es drängt sich nun die Frage auf: was hatte Preußen, wenn es so gesinnt war, bei

jenem Vorbehalt zu gewinnen und was zu verlieren? Konnte man sich in Berlin der Täuschung hingeben, daß der Reichsverweser, die Reichsminister und die deutsche National-Versammlung einen Waffenstillstand auf Bedingungen wie die, über welche Preußen sich mit Dänemark geeinigt hatte, genehmigen würden? Konnte man hoffen, in Frankfurt vor der Hand auch nur eine Vollmacht zu Verhandlungen zu erlangen, wie man eine zu haben wünschte und nöthig hatte, wenn nicht der Ausgang derselbe sein sollte wie in Bellevue? Ueberschritt man aber die Vollmacht, die von der Centralgewalt zu erwarten stand — setzte man sich dann nicht der dringenden Gefahr aus, sich desavouirt, die mit Dänemark geschlossene Uebereinkunft von der Nationalversammlung verworfen zu sehen? Und wenn man dann doch an derselben festhielt, beschwor man damit nicht einen verhängnißvollen Bruch mit der Centralgewalt, Revolution und Bürgerkrieg herauf?

Diese, wie uns dünkt, sehr naheliegenden, ja unabweislichen Erwägungen hätten in Berlin, wenn man doch einmal unter allen Umständen dem Kriege ein Ende machen wollte, den Ausschlag dafür geben müssen, daß man lieber auf die Appellation der provisorischen Regierung an den Reichsverweser keine Rücksicht nähme und sich darauf beschränkte, sich mit dem Proteste Wrangel's und seiner Offiziere abzufinden, was — wie der Erfolg gezeigt hat — nicht schwer gewesen wäre. Zu einigen Zugeständnissen, welche das beleidigte militärische Ehrgefühl derselben besänftigt hätten, würde sich auch die dänische Regierung verstanden haben.

Ein solches Verfahren würde in der deutschen National-Versammlung große Entrüstung erregt haben; die preußische Regierung hätte sich jedoch immerhin mit einigem Scheine auf die Vollmacht berufen können, die ihr von der Bundesversammlung ertheilt und die von der Centralgewalt wenngleich nicht bestätigt, so doch auch nicht widerrufen worden war. Keine Vollmacht von jener Behörde zu haben und abzuschlie-

ßen, war auf alle Fälle weniger gefährlich, als sich eine Vollmacht erst ertheilen zu lassen und dann trotz derselben abzuschließen, zumal wenn man von vornherein entschlossen war, sich unter Umständen über sie hinwegzusetzen.

Erwägt man dieses Alles, so ist es in der That schwer, den Schlüssel zu dem Verhalten des preußischen Ministeriums zu finden. Wir vermögen uns dasselbe nicht anders zu erklären, als so: Als man den Grafen Pourtalès nach Malmö schickte, war man entschlossen, um jeden Preis den Waffenstillstand zu erkaufen, möchte er den Herzogthümern auch die härtesten Bedingungen auflegen. Um Verzögerungen abzuwenden und ärgerlichen Einreden vorzubeugen, sollte denn auch die provisorische Regierung das, was man über ihr und des Landes Schicksal beschlossen hatte, erst nachher erfahren, wenn der Waffenstillstand eine vollendete Thatsache geworden wäre. Daher der Mangel an Offenheit, die Geheimthuerei, worüber Schleiden sich zu beklagen hatte, daher die Weigerung, den Malmöer Entwurf sehen zu lassen. Schleiden aber war gar zu dringend und Herr von Auerswald auch wieder zu gutmüthig, um die unehrliche Absicht auch durchzuführen. Er vermochte es nicht über sich, das Geheimniß zu bewahren und die provisorische Regierung witterte die Gefahr. Die männliche Entschlossenheit, mit der sie jetzt, stark im Bewußtsein ihres guten Rechts, den preußischen Ministern den Handschuh hinwarf, brachte dieselben außer der Fassung; die Besorgniß, die Herzogthümer möchten sich zu äußersten Schritten hinreißen lassen, und die so drohend hingestellte Aussicht eines Bruches mit der Centralgewalt warfen ihren Entschluß für einen Augenblick über den Haufen, oder auch: es trat vorübergehend ein Zustand vollkommener Rathlosigkeit ein. Aus solcher Rathlosigkeit ging die Weisung hervor, welche Wrangel erhielt: einen Waffenstillstand zu schließen, welcher auf die Bestätigung des Reichsverwesers rechnen dürfe *).

*) Aktenstücke zur neuesten schl.-holst. Gesch. S. 359.

Welche Vorstellung man sich in Berlin von Bedingungen machte, die sowohl in Frankfurt als in Kopenhagen Zustimmung gefunden hätten, darüber ließ Herr von Auerswald sich nicht aus: er mußte in der That den General von Wrangel für einen diplomatischen Wunderthäter halten, wenn er ihn einer solchen Aufgabe gewachsen glaubte. —

Below's Sendung nach Wien.

Aber man kam in Berlin bald wieder zur Besinnung und jetzt wurden den Ministern die gefährlichen Consequenzen des Zugeständnisses klar, das man sich hatte entreißen lassen. Die Verhandlungen in Bellevue waren gescheitert, und guter Rath war jetzt allerdings theuer. Herr von Auerswald war in der heftigsten Aufregung, denn es konnte ihm nicht entgehen, wie unwahrscheinlich es war, daß die Centralgewalt eine solche Vollmacht zu neuen Unterhandlungen geben werde, wie man sie brauchte, wenn nicht jede Aussicht auf eine Beendigung des Krieges in ungewisse Ferne entschwinden sollte. So unglaublich es scheinen mag, so gewiß ist es doch, daß Herr von Auerswald sich mit der Hoffnung schmeichelte, der Reichsverweser werde sich, wenn man es geschickt anfange, dazu bewegen lassen, ohne Wissen seiner Minister eine Vollmacht auszustellen. Erzherzog Johann hielt sich in jenen Tagen in Wien auf, fern von der Centralgewalt und der Nationalversammlung; von diesem günstigen Umstande beschloß man Vortheil zu ziehen und sandte zu diesem Zweck in aller Eile den General von Below nach der östreichischen Hauptstadt. Der Vertreter der Herzogthümer erhielt erst ein paar Stunden vorher Kenntniß davon, sein Wunsch, die Bedingungen, welche dem Reichsverweser zur Genehmigung vorgelegt werden sollten, zu sehen, fand kein Gehör; Herr von Auerswald nahm trotzdem keinen Anstand, ihn zu bitten, er möge die provisorische Regierung zu bewegen

suchen, daß auch sie dem Erzherzog Johann die Ertheilung der von der preußischen Regierung verlangten Autorisation empfehle! Daß Hrn. von Below's Mission eine auf Ueberraschung berechnete Kriegslist sei, darüber war Schleiden sich sofort klar*). Der Gedanke an die Möglichkeit ihres Mißlingens versetzte Hrn. von Auerswald in die lebhafteste Unruhe; er äußerte gegen Schleiden, der Reichsverweser würde sich der größten Unkenntniß der Verhältnisse, der unverzeihlichsten Dummheit oder gar eines Verrathes am deutschen Vaterlande schuldig machen, wenn er die verlangte Autorisation verweigere. Sei er ein Mann von Charakter, so müsse er sie proprio motu ertheilen. Und wie denn der, welcher kein reines Gewissen hat, stets geneigt ist, auch den Gegner des Gebrauchs unlautrer Mittel fähig zu halten, so machte Herr von Auerswald dem Vertreter der provisorischen Regierung den Vorwurf, dieselbe habe bei dem Reichsverweser oder dessen Umgebung unter der Hand auf Verweigerung der von Preußen gewünschten Vollmacht hinzuwirken gesucht — eine Beschuldigung, die jedes Grundes entbehrte.

Die Instruktion, welche General von Below nach Wien mitnahm, wies ihn an, im Namen seiner Regierung zu erklären, dieselbe befinde sich in der vollkommenen Unmöglichkeit, den dringenden Anforderungen und Bedürfnissen des eigenen Landes gegenüber noch länger den Krieg fortzusetzen. Die Bedingungen, deren Gutheißung er vom Reichsverweser zu erbitten beauftragt war, waren die, welche Graf Pourtalès zuletzt in Bellevue vorgelegt hatte: doch behielt sich die preußische Regierung vor, Modifikationen einzuräumen, die sich nicht auf das Wesen derselben bezögen — wobei leider fraglich blieb, was denn darin wesentlich und was unwesentlich sei —; auf keinen Fall jedoch werde sie auf eine Auflösung der regulären schleswig-holsteinischen Truppen eingehen — eine Versiche-

*) Aktenstücke rc. S. 393.

rung, welcher durch die andre ebenso bedingungslos ausgesprochene Erklärung, Preußen könne den Krieg unmöglich fortsetzen, jeder Werth genommen wurde. — Während solchergestalt Preußen fest entschlossen war, mit Dänemark Frieden zu machen, erwartete man in ganz Europa, der Krieg werde jetzt mit erneutem Nachdruck von Preußen und Deutschland wieder aufgenommen werden. Nur diesen Sinn legte man in Petersburg, in London, in Paris, in Frankfurt a. M., und in den Herzogthümern selbst der Berufung auf die Centralgewalt bei, und wie konnte man auch anders! Daß man in Berlin nur den Kopf verloren hatte, daran dachte Niemand und konnte Niemand denken. So regte denn der Abbruch der Verhandlungen in Bellevue in den auswärtigen Cabinetten einen Sturm der Entrüstung auf, während er in Schleswig-Holstein und im Schooße der deutschen Nationalversammlung neuen Muth und neue Hoffnung erweckte. Durch Deutschland ging es wie ein frischer Luftzug. Auch das Reichsministerium zeigte den regsten Eifer und den besten Willen, fortan die volle Kraft der deutschen Nation für die gemeinsame Sache einzusetzen. Schon am 24. Juli war Wrangel von Frankfurt aus aufgefordert worden, die Truppenstärke zu bezeichnen, deren er zur erfolgreichen Fortsetzung des Krieges bedürfe; acht Tage später zeigte der Reichs-Kriegsminister General von Peucker der hocherfreuten Nationalversammlung an, daß ein starkes Contingent des 7., 8. und 9. Bundesarmeecorps, dem sich auch östreichische Truppen anschließen würden, auf den Kriegsschauplatz abgehen werde. Der Minister des Auswärtigen, von Schmerling, erklärte, es sei Deutschlands Pflicht, die Verluste, welche der Ostsee-Handel durch den Krieg erlitten habe und noch erleide, aus der Reichskasse zu ersetzen.

Was wäre nicht für die Herzogthümer, für Preußen selbst und für Deutschland zu hoffen gewesen, wenn die preußischen Minister den Muth und den Freisinn gehabt hätten, die Hand anzunehmen, die das erstehende Deutschland ihnen entgegen-

streckte! Jetzt war das Eisen heiß, um die deutsche Einheit daraus zu schmieden; in Preußens Hand lag es jetzt, eine neue lichte Zukunft über das gemeinsame Vaterland heraufzuführen. Aber zu einem großen, wahrhaft schöpferischen Gedanken vermochten diese Staatsmänner sich nicht zu erheben, sie waren nur in der Verneinung stark. In engherzigem Particularismus befangen, hatten sie für die Centralgewalt vom ersten Augenblick ihres Entstehens nichts als Argwohn und Mißtrauen. Eben damals, als das Reichsministerium zum Kriege rüstete, herrschte in Berlin die größte Erbitterung gegen dasselbe, weil es in seinem amtlichen Verkehr sich nicht an das gesammte Ministerium, sondern immer nur an die einzelnen Minister wandte! Daß Preußen der gemeinsamen Sache Opfer zwar bringen müsse, daß es aber, wenn es sie hochherzig brachte, auch in dem neuen Deutschland des ersten Platzes sicher sei, dieser Gedanke fand in den kleinen Seelen der preußischen Machthaber keinen Raum. Herr von Auerswald erklärte dem Vertreter der Herzogthümer, er lege auf die Erklärungen des Reichsministeriums gar kein Gewicht. Ihm fehlte eben der gute Wille und der Muth, dasselbe beim Wort zu nehmen. Ein andrer preußischer Diplomat, derselbe Ritter Bunsen, der vor ein paar Monaten unter dem Kriegsnamen „Vindex Germanicus" Schleswig-Holsteins gutes Recht in den englischen Zeitungen mit glühendem Eifer verfochten hatte, wußte jetzt mit derselben Beredtsamkeit und mit der größten Liebenswürdigkeit von der Welt dem Herrn Schleiden auseinanderzusetzen, daß Preußen absolut nichts mehr für die Herzogthümer thun könne. Auf die deutsche Partei und die nationalen Einheitsbestrebungen könne Preußen sich nicht mehr stützen, weil dieselben durch die Beimischung anarchischer Elemente jeden Halt verloren hätten. Man sieht, Bunsen wußte sich trotz einem Hegelianer in jeden Standpunkt hineinzufinden; nach vier Jahren fand er sich denn auch in den Standpunkt des Londoner Vertrags.

Preussens Bevollmächtigung durch die Centralgewalt und Below's Sendung nach Malmö.

Die Wiener Mission des Generals von Below scheiterte, wie vorauszusehen war, an der Weigerung des Reichsverwesers, auf eigene Hand und ohne die Betheiligung der Reichsminister die erbetene Vollmacht zu ertheilen. Die preußische Regierung war daher genöthigt, ihr Verlangen durch ihren Bevollmächtigten Camphausen in aller Form der Centralgewalt vortragen zu lassen. Der Beschluß, der hierauf im Reichsministerium am 5. August gefaßt wurde, war jedoch nichts weniger als eine Ermächtigung, wie Preußen sie gewünscht hatte. Die Ratification des zu erwartenden Waffenstillstandes wurde verheißen, wenn den in Bellevue von Graf Pourtalès zuletzt vorgelegten Bedingungen noch hinzugefügt werde: daß alle von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze in Kraft bleiben, alle in den Herzogthümern zurückbleibenden Truppen unter den Befehl des deutschen Oberbefehlshabers gestellt und daß die für die neu einzusetzende Regierung bestimmten Personen im Voraus bezeichnet werden sollten. Zugleich beschloß das Reichsministerium, daß ein Bevollmächtigter der Centralgewalt an den Verhandlungen theilnehmen und daß die vom Kriegsminister nach den Herzogthümern aufgebotenen Hülfstruppen im Marsch bleiben sollten. Daß auf solche Bedingungen der Waffenstillstand von Dänemark nicht zu erwarten sei, lag am Tage.

Die Geschicke Deutschlands waren in einen entscheidenden Wendepunkt getreten, und in Preußens Hand war die Entscheidung gelegt. Es hatte zu wählen: auf der einen Seite lag rückhaltloses Eingehen auf die nationalen Bestrebungen, aufrichtiges Bündniß mit der Centralgewalt, Achtung ihres Beschlusses vom 5. August und als köstliche Frucht von dem Allen ein neuer, ein furchtbarer Krieg vielleicht, aber dafür die Wah-

rung der nationalen Ehre, die Verwirklichung des Traumes von einem freien, einigen Deutschland; auf der anderen Seite lag das engherzige Preußenthum und seine Sonderinteressen und als bittrer Lohn die Schmach von Malmö, das Scheitern des deutschen Einigungswerkes und all der Jammer, der nachher gekommen ist. Prophetisch rief die provisorische Regierung in jenen Tagen den preußischen Staatslenkern zu: „Preußen steht am Scheidewege; Kleinmuth und Particularismus wird Preußen wie Deutschland zerreißen. Kraft und offenes Anschließen wird beiden zum Siege verhelfen."

Preußen hatte gewählt. Bunsen bestätigte dem Vertreter der Herzogthümer, was Graf Pourtalès demselben acht Tage vorher erklärt hatte, daß nämlich Preußen auf alle Fälle, mit der Centralgewalt oder ohne sie, Frieden machen werde. Jetzt glaubte Schleiden daran! Er fand in Berlin nur noch Einen Mann, der kräftige Fortsetzung des Krieges wollte, den General von Reyher. „Er hat nicht verlernt als Militär zu fühlen," schrieb er der provisorischen Regierung. Wohl hatte das preußische Ministerium nach der Einsetzung der Centralgewalt das Versprechen gegeben, sie stützen zu wollen: es war ihm aber von Anfang an nicht Ernst damit gewesen, und gerade jetzt erreichte die Erbitterung gegen jene Behörde den höchsten Grad. Auch Wrangel war plötzlich anderen Sinnes geworden: am 30. Juli hatte er in Frankfurt um 28,000 Mann Verstärkung gebeten; ein paar Tage später berichtete er, jene Verstärkung sei überflüssig, da auch sie es ihm nicht möglich machen werde, Dänemark zum Frieden zu zwingen. Und bei alle dem scheute sich Herr von Auerswald nicht, die provisorische Regierung zu bitten, sie möge Vertrauen zu Preußen haben! Aber — Preußens Lage sei eine entsetzlich schwierige! fügte er hinzu. Es hatte nur leider eben diese entsetzlich schwierige Lage ihn und die Regierung, deren Leiter er war, zu Entschlüssen gedrängt, welche jenes Vertrauen zu einer Unmöglichkeit machten.

Es ist dies nicht das erste Mal, daß wir in den Worten und Handlungen dieses Mannes der Neigung begegnen, das Unversöhnliche zu versöhnen, und dem Glauben, es wirklich zu vermögen. Jenes natürliche Wohlwollen ruhte bei ihm zwar nicht auf der festen Grundlage eines von unwandelbarem Rechtsgefühl getragenen Charakters und bewahrte ihn deshalb nicht davor, mitunter Verwerfliches zu wollen; immerhin war es aber stark genug, um es ihm schwer zu machen, Jemandem ein Unrecht zuzufügen, und um ihm, wenn er es zugefügt hatte, doch den Wunsch einzugeben, mit dem Gekränkten in gutem Vernehmen zu bleiben und ihm, soweit es anging, seine Leiden zu erleichtern. Das aber ist gewiß, daß das Glück ihm keinen schlechteren Dienst hätte erweisen können, als ihn, den gutmüthigen Mann der Versöhnung quand même, an das Ruder des preußischen Staates in einer Zeit und in einer Lage der Dinge zu stellen, die ganze Männer, Männer mit festem Arm und eisernem Willen forderte.

Am 12. August reiste General von Below nach Malmö ab, um dort die Waffenstillstands-Verhandlungen endlich zum Abschluß zu bringen. Herr von Usedom und Graf Dönhof hatten den Auftrag dazu abgelehnt. Die Aussichten, günstige oder doch erträgliche Bedingungen von Dänemark zu erlangen, hatten sich seit dem Abbruch der Conferenzen in Bellevue noch beträchtlich vermindert. Die Haltung der übrigen Mächte war seitdem eine ganz andere geworden: Rußland hatte gedroht, wenn Preußen nicht Waffenstillstand schließe, so werde die russische Flotte sich mit der dänischen zu gemeinsamen Operationen vereinigen; Lord Palmerston hatte die Vermittelung seiner Regierung zurückgezogen und das Erscheinen auch der englischen Flotte für den Fall angekündigt, daß Preußen weitere Schwierigkeiten mache; und um das Concert zu vervollständigen, hatte Frankreich die gleiche Drohung hinzugefügt. Die Frage liegt nahe, ob die preußische Regierung, als sie den Vorbehalt der

Genehmigung des Reichsverwesers aufstellte, keine Ahnung davon gehabt habe, daß dieser Vorbehalt die fremden Mächte bewegen würde, offen für Dänemark Partei zu ergreifen? Und von Neuem fragt der gesunde Menschenverstand, was in aller Welt Preußen bewegen konnte, jenen Vorbehalt zu machen, wenn es entschlossen war, auf alle Fälle Frieden zu schließen und im Nothfalle sich auch über die Vollmacht der Centralgewalt hinwegzusetzen? Wir finden keine andere Antwort als die, welche wir schon gegeben haben: man hatte in Berlin für einen Augenblick Fassung, Berechnung und Ueberlegung völlig verloren.

Wir wissen nicht, ob Herr von Below, als er sich auf die Reise nach Malmö begab, über das, was ihn dort erwarte, noch Illusionen nährte; war es der Fall, so wurden dieselben sehr bald zerstört. Dänemarks Zuversicht und Trotz waren bis aufs Höchste gestiegen, da mit jedem Tage die Parteinahme der Großmächte für seine Sache entschiedener hervortrat: am 7. August hatte die französische Republik erklärt, daß sie sich durch die Garantie-Acte vom 14. Juli 1720 zum Schutze der Integrität Dänemarks verpflichtet erachte; Rußland — so rühmten sich wenigstens die dänischen Diplomaten und von Schweden aus wurde es bestätigt — Rußland hatte neuerdings versprochen, wenn der Krieg wieder ausbreche, Hülfstruppen nach Schleswig zu schicken. Als nun General von Below die von Pourtalès zuletzt in Bellevue aufgestellten Bedingungen mit den von der deutschen Centralgewalt beschlossenen Zusätzen vorlegte, wurde er damit zurückgewiesen. Der englische Gesandte in Kopenhagen, der in Malmö erschien, um dem dänischen Unterhändler zu secundiren, ermuthigte denselben in seinem Widerstand durch die Erklärung, welche er im Namen Lord Palmerston's abgab, daß Dänemark berechtigt sei, von Preußen die unveränderte Annahme des am 2. Juli in Malmö festgestellten Entwurfes zu fordern und jedes Eingehen auf die von der deutschen Centralgewalt geforderten Modificationen abzulehnen. Aber die

Dänen wollten noch weit mehr als das, was jener erste Malmöer Entwurf ihnen schon eingeräumt hatte: vor Allem lag ihnen daran, sich gegen den Wiederausbruch des Krieges im Laufe des Winters zu sichern, da diese Jahreszeit den Nerv ihrer Kraft, der in der Flotte liegt, gelähmt und alle übrigen Vortheile der insularen Natur dieses Staates zerstört haben würde; es kam ihnen ferner darauf an, in die für die Dauer des Waffenstillstandes einzusetzende neue Interims-Regierung der Herzogthümer als ihr Haupt einen dem dänischen Interesse vollkommen ergebenen Staatsmann einzuschwärzen; weiter legten sie großes Gewicht darauf, den an der Küste des Sundewitt, Alsen gegenüber angelegten Brückenkopf vor der Zerstörung zu sichern, da er, wenn der Krieg im Frühjahr wieder ausbrach, ihren Truppen den Zugang zum Herzogthum Schleswig sicherte und der Kriegführung eine unschätzbare Operationsbasis gewährte. Um jeden Preis endlich wollten sie den Prinzen Friedrich von Noer vom Oberbefehl der schleswig-holsteinischen Truppen entfernen. Der dänische Unterhändler, Kammerherr von Reedtz, forderte deshalb über die Stipulationen vom 2. Juli hinaus: eine Dauer des Waffenstillstandes von 7 statt 3 Monaten; er forderte die Abänderung desjenigen Artikels des ursprünglichen Entwurfes, welcher schlechtweg alle Mitglieder der vor dem Kriege in Funktion gewesenen „Verwaltung“ von der neuen Regierung ausschloß, dahin, daß diese Ausschließung sich nur auf die Beamten der „schleswig-holsteinischen Regierung“ erstrecken sollte. Damit war die früher in Kopenhagen bestehende Central-Behörde, die sogenannte schleswig-holsteinische Canzlei außerhalb des Bereichs jenes Artikels gestellt und es wurde möglich, den Renegaten Graf Karl Moltke an die Spitze der Interims-Regierung zu stellen. Weiter forderte Herr von Reedtz, daß die im Laufe des Krieges auf schleswigschem Boden aufgeführten Befestigungen während des Waffenstillstandes in dem Zustande bleiben sollten, in dem sie sich gegenwärtig be-

fänden. Um endlich den Prinzen von Noer zu beseitigen, schlug der dänische Unterhändler vor, daß die Truppen der Herzogthümer für die Dauer des Waffenstillstandes unter den Befehl eines preußischen Generals gestellt werden sollten.

Der General von Below berichtete über den Stand der Verhandlungen nach Berlin. Herr von Auerswald versicherte dem Vertreter der provisorischen Regierung, unter diesen Umständen wisse er nicht, ob er den Abbruch oder den Abschluß der Verhandlungen wünschen solle; habe Herr von Below seine Instructionen richtig verstanden, so werde er nicht auf Bedingungen eingehen, die in den Herzogthümern einen gewaltsamen Ausbruch der Volksleidenschaft müßten befürchten lassen. Welches aber der richtige Verstand der Instructionen sei, der eine Garantie gegen einen solchen Ausbruch gewährt haben würde, darüber ließ sich der Minister nicht aus. Herr Schleiden war in keinem Falle der Mann, sich hinters Licht führen zu lassen. „So sehr der Herr Minister seine Gedanken geschickt hinter Worten versteckte, ist es mir doch ziemlich unzweifelhaft, daß Preußen den General von Below, welchen Waffenstillstand er auch abgeschlossen haben möge, nicht desavouiren wird,“ so schrieb er der provisorischen Regierung.

Herr Schleiden hatte den Minister verstanden und — Herr von Below hatte seine Instructionen auch verstanden. Der Waffenstillstand war von ihm am 26. August unterzeichnet, bevor noch die Antwort auf seine letzten Depeschen aus Berlin eingetroffen war. Die Fähigkeit oder der gute Wille, den frechen Forderungen der Dänen Widerstand zu leisten, ging ihm so völlig ab, daß er sogar ihrem Ansinnen nachgegeben hatte, die Entfernung der Augustenburger aus den Herzogthümern bei dem in Rendsburg weilenden Commissär der Centralgewalt zu befürworten. Es ist eben Alles schon einmal dagewesen! Sein schüchterner Versuch, die dänische Regierung zur Herausgabe des Privat-

eigenthums des Herzogs von Augustenburg zu bewegen, blieb natürlich erfolglos. Ein paar Wochen später erklärte der König von Dänemark diesen Fürsten für vogelfrei.

Der Malmöer Vertrag vom 26. August.

In dem Vertrage vom 26. August räumte Herr von Below den Dänen Alles ein, was sie verlangt hatten; kam er zur Ausführung, so durften sie hoffen, daß es ihnen gelingen werde, in der Zeit des Waffenstillstandes den nationalen Aufschwung der Geister in den Herzogthümern durch büreaukratischen Terrorismus zu brechen und gleichzeitig ihre physischen Widerstandskräfte zu lähmen. Das wenigstens war ihre Absicht und sie durchzuführen, dazu sollten die Stipulationen von Malmö ihnen die Handhabe gewähren. Durch die siebenmonatliche Dauer des Waffenstillstandes war für sie die Gefahr eines Krieges in den Wintermonaten abgewendet; in der Person des für die Präsidenten-Stelle in der neuen Regierung bestimmten Grafen Karl Moltke hatten sie sich eines blinden Werkzeuges ihrer Interessen versichert; diesem Manne aber freien Spielraum für seine zerstörende Wirksamkeit zu verschaffen diente der §. 7, welcher alle von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsmaaßregeln aufhob. Damit war die während des Krieges geschaffene Landesversammlung, damit war die von der provisorischen Regierung eingeführte Freiheit der Presse und das freie Vereinigungsrecht beseitigt; überdies war dadurch in des Präsidenten Hand die Entlassung der großen Zahl vaterländisch gesinnter Beamten gelegt, welche die provisorische Regierung ernannt hatte, und in gleicher Weise durfte er die in Schleswig angeordneten Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wie nicht minder die Wahl des Vertreters

der Herzogthümer bei der Centralgewalt annulliren. Die Bestimmung in Betreff der Trennung der schleswigschen von den holsteinischen Truppen vernichtete den inneren Zusammenhang der Armee der Herzogthümer, und die der neuen Regierung beigelegte Befugniß, die schleswigschen Offiziere und Soldaten bis auf beliebig geringe Cadres zu entlassen, bedrohte die Wehrkraft des Landes mit noch größerer Schädigung. Zudem rechneten die Dänen darauf, die in ihre Heimath entlassenen Soldaten durch eine geschickt organisirte Propaganda der Sache ihres Vaterlandes zu entfremden. Und da die Truppen der Herzogthümer unter den Befehl eines preußischen Generals gestellt werden sollten, der verhaßte Prinz von Noer also bei Seite geschoben war, da auch Alsen von dänischen Truppen besetzt und der Brückenkopf gegenüber Sonderburg erhalten blieb, so durfte man in Kopenhagen mit dem, was man erreicht hatte, wohl zufrieden sein.

Der Vertrag vom 26. August hatte zwar, wenn man ihn mit dem Entwurf vom 2. Juli verglich, auch einige auf dänischer Seite gewährte Concessionen aufzuweisen: denn er ließ das Verbleiben von 2000 Mann Bundestruppen in den Herzogthümern zu; er sprach die Aufhebung der seit dem 17. März vom Könige von Dänemark für Schleswig erlassenen Gesetze aus, unter denen auch der Erlaß war, welcher die Incorporation dieses Herzogthums ankündigte; er machte jede Reduction der holsteinischen Truppen von der Einwilligung des deutschen Oberbefehlshabers abhängig und gestattete, daß nach der Aufhebung der Gesetze und Verordnungen der provisorischen Regierung diejenigen darunter wieder in Kraft gesetzt würden, deren Beibehaltung im Interesse des regelmäßigen Geschäftsganges wünschenswerth erschiene. Aber für die 2000 Mann Bundestruppen in den Herzogthümern behielt man die gleiche Stärke auf Alsen; und was die übrigen Zugeständnisse an Vortheilen einzuräumen schienen, konnte Graf Moltke als Präsident der

Interims-Regierung zum großen Theil illusorisch machen. Ein dänischer Commissär, der neben einem zweiten vom Könige von Preußen zu bestellenden, in den Herzogthümern zur Ueberwachung des Vollzuges der Malmöer Stipulationen residiren sollte, hätte den Präsidenten in der Wahrnehmung des dänischen Interesses wirksam unterstützt.

Kurz, die Kopenhagener Regierung hoffte, mit Hülfe des Vertrages von Malmö in den Herzogthümern ein Regiment der Willkür und des nationalen Fanatismus aufrichten zu können, wie es ihr mit Hülfe des im Juli 1849 geschlossenen Waffenstillstandes im nördlichen Schleswig wirklich gelang. Der Plan wäre schon jetzt gelungen, wenn sich nicht verschiedene Umstände vereinigt hätten, um die Ausführung der Convention von Malmö unmöglich zu machen. —

Solche Stipulationen hatte der General von Below unterschrieben. Und um die Schmach zu vollenden, hatte er sich sogar dazu herbeigelassen, im Eingange derselben statt der deutschen Centralgewalt, von welcher Preußen zum Abschluß autorisirt war, den deutschen Bund als Vollmachtgeber zu nennen, der gar nicht mehr existirte und als dessen legitime Nachfolgerin Preußen die provisorische Centralgewalt anerkannt hatte. Was war für Preußen und für Deutschland von einem Vertrage zu erwarten, der mit einer frechen Verhöhnung beider begann!

Am 28. August kehrte der General von Below mit seiner Trophäe nach Berlin zurück. Von Malmö aus hatte er dem Freiherrn Max von Gagern geschrieben, die Verhandlung verursache ihm viel Mühe, am meisten aber habe ihm der Artikel zu schaffen gemacht, der von der Aufhebung der Gesetze handle: er sei mit der Fassung, die er zuletzt erhalten, noch immer nicht ganz zufrieden. Diese Scrupel hatten ihn jedoch nicht davon zurückgehalten, noch an demselben Tage den Vertrag sammt jenem widerhaarigen Artikel zu unterschreiben. Im Ganzen

aber war er von dem, was er erreicht hatte, völlig zufriedengestellt; ja er machte sich in Berlin ein wahres Verdienst daraus, daß er den Dänen als Aequivalent für die Aufhebung der seit dem Anfange der Erhebung in den Herzogthümern erlassenen Gesetze die Annullirung der gleichzeitig vom Könige für Schleswig erlassenen Verordnungen abgenöthigt habe: er schmeichelte sich, die Incorporation von Schleswig damit abgewandt zu haben! Herr von Below war also ein verkannter Wohlthäter der Herzogthümer. Wie weit dieser diplomatische General es in den Elementen der schweren Kunst der Politik gebracht hatte, wird dem, welcher die Geschichte der Verhandlungen von Malmö studirt, völlig klar, wenn er in den Briefen des Generals liest: er hoffe mit der Hülfe des schwedischen und des englischen Gesandten die dänischen Unterhändler zur Nachgiebigkeit zu bewegen; Sir Henry Wynn werde als ein ruhiger verständiger Mann geschildert. Das ist ohngefähr so viel, als wenn Napoleon sich über den Ausgang der Schlacht bei Waterloo damit getröstet hätte, daß ja der Herzog von Wellington ein ruhiger und verständiger Mann sei. Welch einen schlimmen Dienst er den Herzogthümern geleistet habe, indem er in die Bezeichnung des Grafen Karl Moltke zum Präsidenten der Interims-Regierung willigte, davon hatte General von Below keine Ahnung: er wußte eben nicht, daß dies der gehaßteste Mann in den Herzogthümern war, und das ganze Taschenspieler-Stück, vermittels dessen die Dänen denselben eingeschwärzt hatten — die Vertauschung der Worte „Verwaltung" und „schleswig-holsteinische Regierung" — hatte er gar nicht durchschaut. Er hatte sich — wie die preußischen Minister sich offenherzig ausdrückten — übertölpeln lassen. Und in solche Hände hatte man in Berlin die Vollmacht zur Schließung eines Vertrages gelegt, der über das Wohl und Wehe von nahezu einer Million Menschen entscheiden sollte! in die Hände eines Mannes, der von dem Lande, dessen Schicksal zu

machen er helfen sollte, so viel kannte und wußte, daß er einen Namen, der dort nur genannt zu werden brauchte, um jedem Patrioten das Blut zu Kopfe zu treiben, völlig unanstößig fand, weil er ja deutsch klang! So ehrlich war das Spiel, das man in Berlin mit Schleswig-Holstein spielte; das war der Schutz, den des Königs Brief vom 24. März jenem Lande feierlich verheißen hatte.

Das Ministerium hatte mit der Vollziehung des Waffenstillstandes große Eile: schon am Tage, nachdem Herr von Below in Berlin eingetroffen war, verkündete auf der Börse eine amtliche Bekanntmachung das Ereigniß, auf das man den Handelsstand schon so lange vergeblich hatte warten lassen. Dringende Vorstellungen, welche der Vertreter der provisorischen Regierung dem Herrn von Auerswald machte, blieben erfolglos; am 1. September erklärte derselbe, müsse der Vertrag vom Könige ratificirt sein, man könne sich nicht einmal darauf einlassen, eine Aeußerung der Centralgewalt abzuwarten. Es kam Alles darauf an, das fait accompli zu Stande zu bringen: welche Stellung der an den Pranger gestellte Vollmachtgeber zu demselben einnehmen werde, das wollte man dann abwarten. Erst am 31. August wurde Schleiden mit dem Text des Vertrages bekannt gemacht; man hatte aber für gut gefunden, den Zusatz-Artikel, welcher die Uebereinkunft in Betreff der Mitglieder der neuen Regierung mit dem verhängnißvollen Namen Moltke's enthielt, einstweilen noch zurückzubehalten. So war diese Politik: erst that sie das Böse und dann hatte sie nicht den Muth, sich dazu zu bekennen.

Der Vertrag von Malmö war fürs Erste nichts als ein Blatt Papier: ob er zur Wahrheit werden würde, das hing zunächst von dem deutschen Oberbefehlshaber und von den Schleswig-Holsteinern selbst ab.

Wrangel's Haltung seit dem Scheitern der Conferenzen von Bellevue und sein Abschied von den Herzogthümern.

Wrangel hatte sich auch nach dem Abbruch der Verhandlungen in Bellevue jeder Feindseligkeit gegen die Dänen enthalten, um nicht der preußischen Regierung das von Neuem aufgenommene Vermittelungsgeschäft zu erschweren. Als Graf Pourtalès in Malmö unterhandelte, hatte die Nachricht von Wrangel's Unternehmung gegen die feindliche Stellung bei Hadersleben die dänischen Unterhändler in so großen Zorn versetzt, daß für einen Augenblick der Abbruch der Verhandlungen zu drohen schien. Solche Zwischenfälle sollten jetzt vermieden werden. Daß die dänische Armee, weit entfernt sich der gleichen Enthaltsamkeit zu befleißigen, die deutschen Truppen durch beständige Neckereien beunruhigte — in jenen Tagen gelang einem dänischen Streifcorps die Gefangennahme eines Detachements preußischer Kürassiere in Steppings — daß seit dem 1. August von feindlicher Seite die Blokade verschärft und auch auf die deutschen Häfen an der Nordsee ausgedehnt wurde, das Alles vermochte Wrangel's friedfertige Stimmung nicht zu erschüttern. Zastrow erhielt für das glänzende und verwegene Gefecht, welches er bei Hollnis mit acht Sechspfündern drei dänischen, mit 32 Geschützen des schwersten Kalibers bewaffneten Kriegsschiffen lieferte, einen strengen Verweis „wegen Munitionsverschwendung"! Man wäre versucht zu sagen, der ganze Krieg jenes Jahres sei nichts als eine Munitionsverschwendung gewesen.

Jetzt war der Waffenstillstand geschlossen und Wrangel wurde von Berlin aus angewiesen, den militärischen Theil desselben auszuführen. Nicht mehr als dieses wurde ihm jetzt zugemuthet; belehrt durch die schmerzliche Erfahrung, die sie mit dem General nach den ersten Malmöer Ver-

handlungen gemacht, hatten die preußischen Minister sich diesmal wohl gehütet, ihn wieder mit der Abschließung des Waffenstillstandes zu beauftragen; sie ließen ihm nichts übrig, als die Ausführung desselben und zwar nur seines militärischen Theiles. Man hatte mittlerweile auch die Gelegenheit wahrgenommen, den General von Stockhausen, welcher damals die Seele des im Generalstabe des Oberbefehlshabers hervortretenden Widerstandes gewesen war, durch seine Beförderung zum Divisions-Commandeur zu entfernen. Zudem war der Artikel des ursprünglichen Malmöer Entwurfs, welcher das militärische Ehrgefühl Wrangel's und seiner Offiziere am empfindlichsten beleidigt hatte, — die Räumung der Herzogthümer durch die Bundestruppen — in dem von General von Below unterhandelten Vertrage beseitigt worden. Alles dieses und wohl auch eine Sinnesänderung, welche in der Zwischenzeit mit Wrangel selbst vor sich gegangen war, bewirkte so viel, daß er keinen Augenblick zögerte, den von Berlin ihm zugegangenen Befehl zu vollziehen. Als ihn daher die provisorische Regierung am 24. September benachrichtigte, daß sie die Malmöer Convention nicht als rechtsverbindlich ansehen könne, antwortete er ihr: da Preußen von der Centralgewalt Vollmacht zum Abschluß des Waffenstillstandes erhalten habe, so werde er denselben, so weit es ihn angehe, vollziehen; schon am 5. September werde die Armee den Rückmarsch antreten. Die provisorische Regierung, fügte er hinzu, werde ihm hoffentlich seine Aufgabe erleichtern, indem sie alle Kräfte zur Aufrechthaltung der Ruhe im Lande aufbiete. „Es ist zu seinem eignen Besten," so schloß — deutlich genug — des Generals freundschaftlicher Rath. Die Minister in Berlin durften jetzt mit ihm zufrieden sein: von dem exclusiven Holsteinerthum, worüber sich zwei Monate früher Herr von Auerswald beklagt hatte, würde auch der beste Wille keine Spur mehr in der Sprache haben entdecken können, die Wrangel jetzt führte. Er

hatte sich eines vierzig Jahre älteren Wortes erinnert, welches nach der Schlacht bei Jena den preußischen Staatsbürgern einschärfte, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei. Diese alte solide Weisheit half dem Generale über seine schleswig-holsteinischen Schwärmereien hinweg: er empfahl sie jetzt auch den Bewohnern der Herzogthümer und gab ihnen zu verstehen, daß er, wenn Zureden nicht helfe, geneigt sei, seine Bajonette als wirksameres Mittel der Belehrung anzuwenden. Ein Versuch, den Beseler persönlich machte, ihn umzustimmen, schlug fehl; er bekam von Wrangel auf seine Vorstellungen zur Antwort: wenn es zu einem Conflict zwischen der preußischen Regierung und der Centralgewalt komme, so werde er als preußischer General handeln. Es waren aber nur zwei Monate verflossen, seit er sich bei seiner Weigerung, auf die ihm von Graf Pourtalès überbrachten Bedingungen abzuschließen, darauf berufen hatte, daß er in Schleswig nicht als preußischer General, sondern als deutscher Oberbefehlshaber stehe. Als er jetzt die Herzogthümer verließ, wußte er der provisorischen Regierung keinen tröstlicheren Abschiedsgruß zuzurufen, als den: er hege die Hoffnung, daß dänischerseits die Einwilligung in Aussicht stehe, daß die Trennung der schleswigschen von den holsteinischen Truppen unterbleibe und daß die von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze in Kraft erhalten würden. Das hat sich sehr geändert! durfte die provisorische Regierung klagen.

Auflehnung der Herzogthümer gegen die Malmöer Stipulationen.

Inzwischen hatte das Volk der Herzogthümer seinen festen Willen, das Joch, welches man ihm in Malmö geschmiedet

hatte, sich nicht auflegen zu lassen, auf's deutlichste an den Tag gelegt. Graf Karl Moltke, der schlechte Mann, der sich hatte bereit finden lassen, den Dänen als Werkzeug ihrer unredlichen Pläne zu dienen, hatte nicht gesäumt, auf seinen Posten zu eilen: am 2. September traf er in Begleitung des dänischen Commissärs, v. Reedtz, auf dem Blomeschen Gute Heiligenstedten bei Itzehoe ein, um hier der Einführung in das ihm zugedachte Amt gewärtig zu sein. Am folgenden Tage stellte sich auch Herr von Wildenbruch ein. Doch schon die bloße Gegenwart des Grafen Moltke hatte genügt, um die Bevölkerung von Itzehoe auf's heftigste aufzuregen; jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Schleswig-Holsteiner den Rath befolgen konnten, den Herr von Schleinitz gegeben hatte: sie konnten den verhaßten Unterdrücker todt schlagen. Sie thaten es nicht und bewiesen dadurch, daß sie besser seien, als die Diplomaten, in deren Händen leider ihr Schicksal lag. Die wackren Itzehoer begnügten sich damit, jene drei Männer in dem Heiligenstedter Herrenhause zu bewachen; und nachdem Moltke versprochen hatte, die Herzogthümer zu verlassen, ließ man sie ihres Weges ziehen, ohne ihnen ein Haar zu krümmen. Graf Reventlow, der auf die erste Kunde von den Itzehoer Vorgängen herbeigeeilt war, um die Bedrohten zu schützen, traf sie nicht mehr an. Auch ein paar Compagnien Hannoveraner, welche auf Veranlassung des in Rendsburg anwesenden Generals von Below von dort nach Itzehoe geschickt wurden, fanden nichts mehr zu thun: die Stadt war ruhig, seitdem Graf Moltke sich entfernt hatte.

Auch die Volksvertretung der Herzogthümer, die Landesversammlung in Kiel, erhob sich zu entschlossener Abwehr der dem Lande drohenden Gefahr. Einstimmig beschloß sie am 4. September, daß sie wider ihren Willen weder aufgelöst noch vertagt werden könne, daß jede Veränderung in der bestehenden Landesregierung ihrer — der Landesversammlung — Zustim-

mung bedürfe, und daß alle seit dem 24. März von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze nur mit ihrer Zustimmung aufgehoben werden dürften. Hinzugefügt wurde, daß ohne die Zustimmung der Landesversammlung kein neues Gesetz erlassen, keine neue Steuer aufgelegt werden dürfe, und daß die bestehenden Staatseinkünfte bis zum 31. December von der durch die Landesversammlung anerkannten Regierung forterhoben werden sollten. Die Bedeutung dieser Beschlüsse war, daß die Volksvertretung der Herzogthümer sich weigerte, gerade die entscheidenden Bestimmungen des Malmöer Vertrages in Kraft treten zu lassen, und sich entschlossen erklärte, den gegenwärtigen Zustand gegen jeden Eingriff von außen aufrecht zu halten. Die preußischen Staatsmänner hatten sich getäuscht, wenn sie der Meinung gewesen waren, daß Schleswig-Holstein sich geduldig auf Gnade oder Ungnade werde an Dänemark ausliefern lassen: das unehrliche Spiel, das man in Berlin schon lange spielte, begann seine Früchte zu tragen.

Die Erbitterung war in den Herzogthümern allgemein und tiefgehend; am 5. September führte sie in Kiel zu einem beklagenswerthen Exceß. Ein von preußischen Offizieren befehligtes Bataillon der Landestruppen verweigerte denselben, als es zum Exerciren vor die Stadt geführt werden sollte, den Gehorsam: die Soldaten waren durch ein Gerücht aufgeregt worden, welches sich eben damals verbreitet hatte und lautete: es würden preußische Truppen in Kiel einrücken, um die Landesversammlung auseinanderzutreiben. Der Wahrscheinlichkeit entbehrte dasselbe keineswegs; ein paar Tage später richtete Herr von Reedtz in der That ein solches Verlangen an Wrangel und er durfte sich dabei mit gutem Grunde auf die Abmachungen von Malmö berufen. Das Kieler Bataillon war denn auch der festen Meinung, man wolle es aus der Stadt führen, damit die erwarteten Preußen mit der Landesversammlung um so leichteres Spiel hätten. Alle Vorstellungen der Offiziere waren vergeblich: die Soldaten

blieben dabei, sie würden nicht von der Stelle weichen. Die Offiziere nahmen ihre Entlassung, die Soldaten wurden bestraft — und doch, wer will sie verurtheilen, weil ehrliche Liebe zum Vaterlande sie verleitete, die starren Gesetze der Disciplin zu brechen?

Der erste Versuch, den Graf Moltke machte, die Zügel des Regiments zu ergreifen, war gescheitert; er hatte es räthlich gefunden, die Herzogthümer zu verlassen. Zudem hatte von den hier im Malmöer Tractat als seine Genossen in der neuen Regierung aufgestellten Männern und von ihren vier Stellvertretern nicht Einer sich dazu verstanden, mit ihm in dieses Collegium einzutreten. Alles dieses hielt den Mann nicht ab, seine Candidatur aufrecht zu halten und neue Versuche zu machen, um sich den Herzogthümern aufzudrängen. Was in Güte nicht gelungen war, sollte nun mit Gewalt durchgesetzt werden. Herr von Reedtz nahm zu diesem Zweck Wrangel's Beistand in Anspruch. Er war im Recht, wenn er von Preußen forderte, daß es den Vertrag, den es abgeschlossen, nun auch vollziehen helfe, und wenn er erklärte, es würde keine loyale Ausführung desselben sein, wenn Preußen dulde, daß die Herzogthümer ihn thatsächlich vernichteten. Er verlangte daher, daß Wrangel den Rückmarsch der Bundestruppen sistire, und die Vollziehung des Waffenstillstandes nöthigen Falls erzwinge. Die Antwort des Generals war ausweichend und fast ironisch; er erklärte sich bereit, 10—12,000 Mann in den Herzogthümern zurück zu lassen, wenn Herr v. Reedtz es wünsche; da er aber durchaus keine Bürgschaft dafür gab, daß jene Truppen im dänischen Interesse verwendet werden sollten, so lehnte der dänische Commissär, von Wrangel's Feinheit etwas verdutzt, das Anerbieten angelegentlichst ab.

Da auch bei Wrangel nichts zu erreichen gewesen war, so versuchten Moltke und Reedtz nun ihr Glück bei Bonin, auf den, nachdem Wrangel in begreiflicher Eile die Herzogthümer

verlassen, der Oberbefehl über die dort zurückbleibenden Reichstruppen übergegangen war. Sie sollten aber inne werden, daß sie an den unrechten Mann gekommen seien. Dem Grafen Moltke, welcher ihm von Alsen aus anzeigte, daß er als bis jetzt einziges Mitglied der neuen Regierung seine Funktionen anzutreten beabsichtige und hierbei seinen Schutz in Anspruch nehme, antwortete Bonin: er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen, weder persönlich noch als Regierung; betrete Graf Moltke das Herzogthum Schleswig, so geschehe es auf seine Gefahr. Auch die Zumuthung, die Herr v. Reedtz an ihn richtete, die provisorische Regierung und die Landesversammlung aufzulösen, wies der General zurück.

So war Alles vergeblich geblieben: die provisorische Regierung blieb im Amte, die Landesversammlung setzte ihre Berathungen fort, Graf Moltke durfte es nicht wagen, die Herzogthümer zu betreten — keine der Bestimmungen des Waffenstillstandes kam zur Ausführung. Rathlos reisten General von Below und Herr von Wildenbruch im Lande umher: rathlos war man auch in Berlin. Gewalt gegen den eignen Schützling zu gebrauchen, vor diesem Unerhörten schreckte man denn doch zurück; aber auch helfen wollte man ihm nicht, man konnte es nicht einmal, da man sich in Malmö die Hände hatte binden lassen. Herr von Auerswald wußte keinen anderen Rath, als den, die Herzogthümer sollten den Waffenstillstand annehmen und sich dann durch „Auslegung“ seiner ungünstigsten Bestimmungen helfen. Der Unterstaatssecretär, Graf Bülow, rauher, aber auch offener als der Minister-Präsident, meinte kurz und barsch: Preußen werde auch nicht ein Titelchen von den Malmöer Stipulationen ablassen, man möge in Schleswig-Holstein selbst zusehen, wie man mit Dänemark fertig werde.

Genehmigung des Waffenstillstandes in Frankfurt und Folgen desselben.

So war die Mitte des September herangekommen, und nun traten in Frankfurt, dem Sitze der deutschen Centralgewalt und des deutschen Parlaments, Ereignisse ein, die zu den verhängnißvollsten Epochen in der Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen gehören. In Frankfurt pulsirte das Herz des neu erwachten nationalen Lebens; wie sollte dasselbe nicht in Mitleidenschaft gezogen werden durch die schwere Schädigung, welche dieses Leben in einem edlen Gliede des gemeinsamen Körpers erfahren hatte? Welche Hoffnung war aber auch vorhanden für die Erhaltung und Genesung des einzelnen Gliedes, wenn es offenbar wurde, daß das Herz selbst todtkrank sei?

Die provisorische Centralgewalt hatte Preußen mit der Vollmacht versehen, in ihrem Namen einen Waffenstillstand abzuschließen: Preußen hatte sich dazu verstanden, in dem Vertrags-Instrument statt dieses Namens den des deutschen Bundes zu nennen, welcher nicht mehr existirte. Die Centralgewalt hatte ihre Vollmacht im Interesse der Herzogthümer an eine Reihe von Bedingungen geknüpft; der Vertrag enthielt das gerade Gegentheil dieser Bedingungen. War es unter diesen Umständen zu erwarten, daß die Centralgewalt ihn genehmigen würde?

Aber nicht ihrer Genehmigung allein bedurfte er; gültig wurde er erst, wenn auch die Nationalversammlung ihn anerkannte. Die Vertreter des deutschen Volks hatten am 5. Juni beschlossen: es sei in dem Kriege mit Dänemark die Ehre Deutschlands zu wahren. War es denkbar, daß sie Bedingungen gutheißen werde, welche dem deutschen Namen eine unauslöschliche Schmach anhefteten?

Das Reichs-Ministerium hatte nicht den Muth, es auf einen offenen Bruch mit Preußen ankommen zu lassen; es war vom ersten Augenblicke an entschlossen, den Waffenstillstand zu genehmigen. Desto heftiger war der Widerstand, auf welchen derselbe im Parlamente stieß. Dahlmann war es, welcher der gerechten Entrüstung, welche jedes deutschfühlende Herz schwellte, den beredtesten Ausdruck lieh. Der herrliche Mann bewies von Neuem, daß er in Wahrheit das sei, wofür er schon lange galt: das verkörperte Gewissen der nationalen Partei. Flammende Worte sprach der sonst so ruhige, leidenschaftslose Mann. „Dürfen wir," so rief er, „unser eignes deutsches Fleisch und Blut verrathen, unsere deutschen Mitbürger dem Untergange überliefern? Wahren Sie die Einheit Deutschlands, sie ist gefährdet! Diese Einheit soll durch den Waffenstillstand zerfetzt und zerbrochen werden. Beugen Sie sich, Sie werden Ihr ehemals stolzes Haupt nimmer wieder erheben! Ich habe gesprochen; möge jetzt die Hand walten, welche die Beschlüsse der Menschen zu leiten weiß." Es waren prophetische Worte.

Die feierliche Berufung auf das nationale Ehrgefühl schlug zwar für den Augenblick durch: am 5. September wurde die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes bis dahin getroffenen Maaßregeln beschlossen. Aber schon jetzt ließ die schwache Stimmenmehrheit, mit welcher dieser Beschluß gefaßt worden war, die Möglichkeit erscheinen, daß bei der Abstimmung über den Waffenstillstand selbst, welche noch bevorstand, die frühere Minderheit zur Mehrheit werde. Da fiel mitten in die Erregung der Gemüther, — denn wer fühlte nicht das Gewicht der herannahenden Entscheidung! — eine Erklärung, welche der preußische Bevollmächtigte bei der Centralgewalt am 12. September im Namen seiner Regierung abgab: dieselbe habe die Gewißheit, daß Graf Moltke selbst sich von der Unmöglichkeit seiner Person überzeugt habe; zudem sei man durch Herrn von Reedtz, den dänischen Commissär, von der

Bereitwilligkeit der Kopenhagener Regierung unterrichtet worden, Modificationen des Malmöer Vertrages zuzugestehen.

Welche Bewandtniß es mit der Gewißheit hatte, die man in Berlin über den Gemüthszustand des Grafen Moltke zu haben vorgab, wird aus dem Umstande deutlich, daß an dem Tage, bevor jene Erklärung in Frankfurt abgegeben wurde, der Graf den General von Bonin von seiner Absicht benachrichtigt hatte, sein Amt anzutreten. Und was die angebliche Geneigtheit der dänischen Regierung zu Concessionen angeht, so hatte Herr von Reedtz ausdrücklich und wiederholt die Erklärung abgegeben: der König bestehe auf der bedingungslosen Vollziehung des Waffenstillstandes: erst dann könne nachträglich von der Abänderung einzelner Bestimmungen die Rede sein. Graf Knuth, der dänische Minister des Auswärtigen, bestätigte dies in einer Circular-Note, die er, als die Erklärung des preußischen Ministeriums vom 12. September in Kopenhagen bekannt wurde, an die Vertreter Dänemarks im Auslande richtete: es war darin gesagt, „daß von solchen Modificationen durchaus keine Rede gewesen sei, weder als Vorschlag von der einen Seite, noch als Einwilligung von der anderen;" seine Regierung habe zu solcher „Unklarheit oder Zweideutigkeit" keine Veranlassung gegeben. Die gewundene Antwort, mit welcher Graf Dönhof, der Nachfolger des Herrn von Auerswald im Ministerium des Auswärtigen, diesen Beschuldigungen zu begegnen suchte, diente nur dazu, ihre Wahrheit zu bekräftigen.

Unterdessen hatte in Frankfurt die officielle Unwahrheit ihre Dienste gethan. Als am 14. September die Verhandlungen über den Waffenstillstand eröffnet wurden, beantragten vier schleswig-holsteinische Abgeordnete: „auf Grund der dänischerseits amtlich erklärten Bereitwilligkeit" zu Modificationen der in Malmö festgestellten Bedingungen, die Vollziehung des

Vertrages nicht länger zu hindern. Nach dreitägigen Debatten wurde dieser Antrag angenommen.

Ob in der That, wie der Parteibericht des rechten Centrums meinte, diejenigen, welche für Verwerfung stimmten, eitel Idealisten und Schwärmer waren? Ob, wenn die 500 Vertreter des deutschen Volks fest zusammenstanden und für die gerechte Sache einen kühnen Wurf thaten, ob es dann nicht möglich gewesen wäre, den aus Kleinmuth und particularistischer Verbissenheit gemischten Jammer, der in Berlin am Ruder saß, wegzufegen und die Kraft der gesammten Nation, Preußen mit eingerechnet, von Neuem in den Kampf zu führen, der dann nicht hoffnungslos war? Wir lassen diese Fragen unbeantwortet; eine verhängnißvolle Selbsttäuschung aber war es, wenn die Majorität nicht einsah, daß sie mit dem Vertrage von Malmö zugleich das Todesurtheil des deutschen Parlaments und der Centralgewalt, das Todesurtheil des ganzen so hoffnungsreich begonnenen Einigungswerkes unterschrieb. Wenn Vincke als Frucht der Genehmigung des Waffenstillstandes die Achtung von Europa verhieß, so mochte er damals Gläubige finden; heute klingt diese Verheißung wie bittere Ironie. Und wenn Preußen sich nicht fügte, wenn es den nationalen Bestrebungen den Krieg erklärte — der Unterschied zwischen dem, was dann geschehen wäre und dem, was wirklich geschah, hätte nur darin gelegen, daß das Blut, welches im Jahre 1849 in Dresden und in Baden floß, ein halbes Jahr früher geflossen wäre.

Was aber am nächsten liegt: Auerswald's und Lichnowsky's Blut wäre nicht geflossen, wenn die Nationalversammlung den Vertrag von Malmö verworfen hätte. Der Beschluß, welcher nach der Meinung der Majorität dazu dienen sollte, gewaltsame Erschütterungen in Deutschland zu vermeiden, hatte gerade die Wirkung, die Elemente des Umsturzes zu entfesseln. Es war eine furchtbare Nemesis, die einen Auerswald

es mit seinem Leben büßen ließ, daß sein Bruder ein zu schwacher Mann gewesen war, um eine ehrliche und kühne Politik zu treiben. Freilich war es ein feiger schändlicher Mord, dem jene edlen Männer zum Opfer fielen: aber wessen Blick nicht an der Oberfläche haftet, für den erhebt sich die grausige That aus der Sphäre der Criminaljustiz in den Bereich erschütternder weltgeschichtlicher Tragik und predigt mit furchtbarer Eindringlichkeit die alte Wahrheit, daß auch die ewige Gerechtigkeit blind ist. Möchten diejenigen, deren durch Parteileidenschaft getrübtes Auge da, wo im Leben der Völker Gräuel und Gewaltthat hervorbrechen, immer nur das Symptom, nicht die tiefer liegende Ursache sieht, von den Frankfurter Ereignissen des 17. September sich belehren lassen. Wohl ist der Pöbel heute ein wildes Thier, wie er es zu allen Zeiten gewesen ist: zu einer Macht wird dasselbe aber erst, wenn die, denen Gott Gewalt gegeben hat über die Völker, ihre Pflichten versäumen.

Modification der in Malmö festgestellten Bedingungen mit Dänemarks Zustimmung. Einsetzung der Interims-Regierung.

So war denn der Waffenstillstand von Malmö von der Centralgewalt und der Nationalversammlung genehmigt; von Seiten Dänemarks lag, als jene Genehmigung erfolgte, keinerlei Zusage von Modificationen zu Gunsten der Herzogthümer vor, es hatte jetzt völlig freie Hand. Unter diesen Umständen erscheint es auf den ersten Blick unerklärlich, daß die Kopenhagener Regierung nicht von ihrem Rechte Gebrauch machte und von Preußen dessen Mitwirkung zur genauen und buchstäblichen Vollziehung der dem dänischen Interesse so überaus günstigen Stipulationen verlangte. Die Gunst der auswärtigen

Mächte, welcher sie fast alle bisher errungenen Erfolge verdankte, würde ihr, so scheint es, jetzt, wo ihren Forderungen ein klarer Rechtstitel zur Seite gestanden hätte, sicherlich nicht gefehlt haben. Die Erklärung dafür, daß Dänemark den in seine Hand gelegten Vortheil nicht ausbeutete, ist darin zu suchen, daß die geschriebenen Rechtsansprüche, die es sich zu verschaffen gewußt hatte, den ungeschriebenen Gesetzen des göttlichen Rechts, aller Menschlichkeit und Billigkeit zu frevelhaft Hohn sprachen, als daß alle Briefe und Siegel der Welt ihnen zur Verwirklichung hätten verhelfen können. So fingen die Dänen sich selbst in den Netzen, die sie mit allzu großer Schlauheit einem andern gestellt; auch darin wurde die Hand der waltenden Nemesis sichtbar. Ihre Sache war zu schlecht, als daß sie es hätten wagen dürfen, die Hülfe der auswärtigen Mächte anzurufen; daß Preußen seine Hand dazu hätte bieten sollen, einen Karl Moltke den Herzogthümern aufzudrängen, war zu unnatürlich, als daß es möglich gewesen wäre. Und wenn sie es gewagt hätten, den Schleswig-Holsteinern in ihr Land zu fallen, um auf eigne Hand die Ausführung des Vertrags von Malmö zu erzwingen, so hätte sich die Bevölkerung zu einem Verzweiflungskampfe erhoben, in dem ihr trotz Allem, was stipulirt, ratificirt und genehmigt war, Deutschlands Hülfe nicht gefehlt haben würde.

Alles dieses bewirkte so viel, daß der dänische Commissär, Herr von Reedtz, am 27. September in Berlin die Bereitwilligkeit seiner Regierung mittheilte, den Grafen Moltke fallen zu lassen und dem Könige von Preußen die Zusammensetzung der neuen Regierung aus fünf von den 8 übrigen in den Malmöer Stipulationen genannten Männern anheim zu stellen*). Es

*) Hiervon und von den Verhandlungen zwischen Reedtz und Dönhof, welche darauf folgten, weiß Graf Baudissin wieder nichts zu berichten. In seiner Darstellung erscheint der Reichscommissär Stedtmann wie ein Deus ex machina, um mit Reedtz die neue Regierung einzuführen.

gelang nun zwar der preußischen Regierung, die Einwilligung von fünf jener Notabeln zum Eintritt in die zu bildende Behörde zu erlangen: dieselben erklärten jedoch, sie gingen dabei von der Voraussetzung aus, „daß ihnen die zur Uebernahme und erfolgreichen Durchführung einer Regierung in den Formen, welche die gegenwärtigen Verhältnisse der Herzogthümer erheischten, unerläßlich nothwendige Anerkennung und Unterstützung sowohl der Herzogthümer und ihrer Vertreter, als der betheiligten Mächte zu Theil werden würde." Mündlich fügte der Vertreter der provisorischen Regierung, welcher diese ostensible Erklärung überreichte, derselben hinzu, daß es die Absicht jener 5 Designirten sei, nach Antretung ihres Amtes die von der provisorischen Regierung erlassenen Gesetze, das Grundgesetz vom 15. September eingeschlossen, in Wirksamkeit zu lassen. Dem Grafen Dönhof war diese Eröffnung sehr unerwünscht, da vorauszusehen war, daß Dänemark der Annullirung eines der folgenreichsten Artikel der Malmöer Convention den heftigsten Widerstand entgegensetzen werde. Trotzdem verstand er sich zu dem Versprechen, daß Preußen gegen die beabsichtigte Aufrechthaltung der Gesetze keine Einwendung erheben werde. Dem Einspruch, der von Seiten des dänischen Commissärs dagegen zu besorgen, wurde dadurch vorgebeugt, daß er von dem mündlich ausgesprochenen Vorbehalt überall keine Kenntniß erhielt: gegen die schriftliche Erklärung der Fünf fand er nichts einzuwenden, obwohl sie keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß dieselben gewillt seien, die Landesversammlung im Widerspruch mit dem Traktat von Malmö nicht aufzulösen. Herr von Reedtz half sich über dieses Bedenken hinweg, indem er annahm oder doch anzunehmen vorgab, daß unter den „Vertretern" der Herzogthümer die alten Stände verstanden seien. Wie unzulässig diese Annahme sei, konnte seinem Scharfsinne nicht füglich entgehen; aber er mochte wohl einsehen, daß das Spiel auf alle Fälle verloren sei und

daher selbst wünschen, den unfruchtbaren Verhandlungen mit einigem Schein ein Ende zu machen. Am 12. October unterzeichneten er und Graf Dönhof ein Protokoll, in welchem der Erstere die Bereitwilligkeit seiner Regierung aussprach, die fünf von Preußen vorgeschlagenen Notabeln ihrerseits als oberste Behörde der Herzogthümer für die Dauer des Waffenstillstandes anzuerkennen. Am 22. October wurden dieselben von dem dänischen Commissär und einem Commissär der Centralgewalt in ihr Amt eingeführt. — Und jetzt trat trotz den Stipulationen von Malmö für Schleswig-Holstein ein sehr erträglicher Zustand ein: ja die Monate, die bis zum Wiederausbruch des Krieges verflossen, waren eine glückliche Zeit für das Land, ein flüchtiger Lichtschimmer nach langen Jahren des Druckes, der Sorge und Aufregung und vor der tiefen Nacht der Leiden, welche dann folgen sollte.

Früchte des Vertrages von Malmö.

Auch die preußischen Staatsmänner mochten aufathmen. Es war ja wieder Frieden, und das Gespenst der russischen, schwedischen und englischen Intervention schreckte sie nicht mehr. Aber welches konnten die Segnungen eines Friedens sein, der um den Preis der höchsten nationalen Güter erkauft war! Die Ehre Preußens, die Ehre Deutschlands war geschädigt; was die Besten des Volkes gehofft und erstrebt hatten — ein freies und einiges Deutschland — es war fortan wieder, was es so lange gewesen war, ein wesenloses Traumgebilde, mochte es auch noch eine Zeitlang wie ein Lebender unter den Lebenden einherwandeln. Unterdessen wuchsen die alten feindlichen Gegensätze, deren Versöhnung von der hereinbrechenden neuen Zeit ersehnt und erhofft worden war, riesengroß wieder heran: der Particularismus und die anarchischen Gelüste. Zum Ver-

nichtungskampfe gerüstet traten sie auf den Plan. Warnend erhob das Reichsministerium seine Stimme gegen die unheilvolle Verblendung der preußischen Regierung. „Wir nehmen nicht an," heißt es in einem Denkschreiben Schmerling's vom 20. September, „daß eine Ansicht der Dinge, wonach Anarchie und Bürgerkrieg als nothwendige Uebergänge zum Wiederaufbaue gesetzlicher Ordnung und zur Festigung der Throne gelten sollen, sich bis in den Rath einer deutschen Regierung Bahn brechen könne. Vielmehr vermögen wir in Deutschland keine andere Vaterlandsliebe und keine andere staatsmännische Weisheit mehr anzuerkennen, als diejenige, welche sich dem Ziele der Einigung Deutschlands auf friedlichem und gesetzlichem Wege unerschütterlich zuwendet. Wenn nicht bald die Hoffnung, dieses Ziel zu erreichen, in der Nation wieder gestärkt wird, so werden ohne allen Zweifel neue Bewegungen ausbrechen und die März-Revolution wird ihre Vollendung in Thaten der Gewalt und des Schreckens suchen. Den Regierungen, welche der Einheit in ihren nothwendigen Folgen widerstreben, wird der schwerste Theil der Verantwortung zufallen."

Es waren cassandrische Worte: sie verhallten in den Wind, um bald blutig in Erfüllung zu gehen.

Aber nicht dem erstehenden Deutschland allein gab Preußen den Todesstoß, als es, selbstsüchtig auf sich selbst sich zurückziehend, die Schmach von Malmö unterschrieb: es durchschnitt die besten Wurzeln seiner eignen Kraft. Denn Preußen ist wohl mächtig genug, um Deutschlands Einigung zu vereiteln; aber so eng und unlösbar sind die Bande, die es an das gemeinsame Vaterland fesseln, daß es, wenn dieses stürzt, unaufhaltsam mit in den Sturz fortgerissen wird. So zog denn auch jetzt Deutschlands Fall Preußens Fall herbei, und — Olmütz wurde die Vergeltung für Malmö.

Schlusswort.

Das war der Antheil, welchen Preußen im Jahre 1848 an dem Kampfe der Herzogthümer Schleswig und Holstein gegen Dänemark nahm. Mit Schaam und Unwillen wendet sich das Auge von der Betrachtung eines Bildes hinweg, welches den Staat Friedrich's des Großen in seiner Schwäche und Demüthigung zeigt. Möglich war das, was damals geschah, nur unter der Regierung eines Königs, welcher, zum Manne herangereift in einer Zeit, wo ein absterbendes Alte und ein emporstrebendes Neue im Kampfe lagen, diesen Zwiespalt unversöhnt seinem Charakter eingebildet hatte, so daß er in dem fruchtlosen Bemühen, zu gleicher Zeit alterthümlich und modern, feudal und liberal, preußisch — oder vielmehr borussisch — und deutsch zu sein, die Fähigkeit einbüßte, irgend etwas ganz und in allen seinen Consequenzen zu wollen, beständig mit sich selbst und seiner Vergangenheit in Widersprüche gerieth und so endlich dahin kam, es mit Allen zu verderben und den Staat erschüttert in seiner Machtstellung nach außen, zerrissen von feindlichen Gegensätzen im Innern zu hinterlassen.

Unvergessen jedoch wird auch das bleiben, was seine Rathgeber an Schleswig-Holstein gesündigt haben. Was war aus den preußischen Staatsmännern in dem Menschenalter seit der großen Zeit der Erhebung geworden! Von Stein, Schön, Hardenberg bis zu Schleinitz, Auerswald, Bunsen — wie war solch ein Abfall möglich! Hatte die übermenschliche Kraftentwickelung in der Zeit der Freiheitskriege den Leib des preußischen Staates so erschöpft, hatte der lange Friede, der darauf folgte, ihn so entnervt, daß er keine größeren Männer hervorzubringen vermochte, als diese? Hatten die Hohenzollern und ihr Volk ihre Rolle in der Weltgeschichte ausgespielt?

Sechzehn Jahre sind verflossen, und wir sollen die Ant-

wort geben auf diese Frage. Wird Preußen es geschehen lassen: daß ein deutsches Recht, welches vier Jahrhunderte geheiligt haben, mit Füßen getreten wird? dasselbe deutsche Recht, für welches am 24. März 1848 ein Hohenzoller sein Königswort zum Pfande gab? Soll es gebrochen werden, um der Willkür schnöder Traktate zu weichen, welche die Herrschsucht und Bosheit des Landesfeindes ersonnen hat?

Das verhüte Gott! Möge der Hohenzoller, der jetzt auf Preußens Throne sitzt, die Zeit wahrnehmen, um die schwere Schuld zu sühnen, welche seit den Traktaten von Malmö und London auf seinem Hause und auf seinem Volke lastet. Das Königswort vom 24. März 1848 steht mit unauslöschlicher Schrift in die Tafeln der Geschichte gegraben; es ist eine Schuldverschreibung, welche, von den Hohenzollern ausgestellt, von ihnen auch wieder eingelöst werden muß, wenn ihr alter schöner Name seinen guten Klang behalten soll. Denn auch heute noch gilt das Wort, das einst ein dänischer König gesprochen hat: daß die Worte eines Fürsten sind und sein müssen gleich einem Eckstein, auf den unerschütterliche Wahrheit gebaut werden kann, und welcher ewig unbeweglich sein muß. Unauslöschlich steht jenes Wort aber auch in das Herz des preußischen Volkes geprägt, mit brennender Schrift. Das preußische Volk fühlt sich mitverhaftet dafür und wird nicht eher Ruhe in seinem Gewissen finden, ehe nicht jenes Wort zur Wahrheit geworden ist. Suum cuique ist der alte Wahlspruch der Hohenzollern; wohlan! so sei denn der König von Preußen daran, daß auch den Herzogthümern Schleswig und Holstein das Ihre werde, das ist ihr Recht. Er hat ja der Welt verkündet, daß Preußen bereit sei, überall das Recht zu schirmen.

Freilich steht auch Preußens Name unter dem Traktat, der vor vierzehn Jahren als ein Leichenstein aufgerichtet wurde, um darunter Schleswig-Holsteins Recht zu begraben. Aber

wenn auch jener Traktat ebenso unantastbar gültig gewesen wäre, wie es nach göttlichem und menschlichem Rechte unzweifelhaft ist, daß er von Anfang an null und nichtig war — ein Bubenstück hat ihn der Mund desselben preußischen Diplomaten genannt, der seine Hand dazu hergab, ihn zu unterzeichnen — der Feind selbst, mit dem Preußen ihn abgeschlossen, hat ihn in Stücke zerrissen. Wohlan! so zerreiße ihn denn auch der König von Preußen. Hie Preußen und die gute Sache! das sei die Losung. Schleswig-Holsteins altgeheiligtes Recht — die Fahne werfe er auf — und er darf es getrost mit einer Welt in Waffen aufnehmen.

Schon hat preußisches Blut die schleswigsche Erde getränkt; freudige Erhebung füllt jedes preußische Herz, die braven Männer und Jünglinge Brüder nennen zu dürfen, die dort kämpfen. Mit Rührung und Stolz prägen wir Alle, die haben zurückbleiben müssen, alle die tausend großen und kleinen Züge unserem Gedächtniß ein, in denen alle Tugenden, welche den Krieger zieren, Muth, Ausdauer, fröhliche Laune, Menschlichkeit, in schönem Vereine sich darstellen. Und welches ist der Zauber, der so Herrliches schafft? Was ist es, daß das Volk seine Söhne und Brüder willig hergiebt? Was ist es, das die preußischen Soldaten zu Helden macht? Wohl kamen sie auf den Ruf des Königs, aber nur deshalb folgten sie ihm mit freudigem Herzen, weil ihr ehrliches Gemüth von dem Glauben nicht lassen kann, daß ein König auch nur Königliches wollen, nur für eine gerechte Sache ihr Blut von ihnen fordern könne. Wird dieser Glaube durch einen Friedensschluß, welcher das gute Recht der Herzogthümer preisgiebt, erschüttert, so wanken die Grundsäulen der königlichen Macht selbst. Justitia fundamentum regnorum — das Wort gilt, so lange die Welt steht; und es ist ein preußisches Lied, welches sagt:

Nicht Roß, nicht Reisige
Schirmen die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n.

Der Glaube an den Willen und die Macht des Königs, stets das Rechte zu thun, das ist der rocher de bronce, auf dem das Königthum sich auferbauen muß, wenn es dem Sturme der Zeiten zuversichtlich will trotzen können. Daß dem Worte des Königs an sich, gleichviel, was es gebiete, der magische Zauber beiwohne, die Gemüther der Menschen in den Bann ihres Gehorsams zu zwingen, ist eine heuchlerische Fiktion, an welche die am wenigsten glauben, die sie am lautesten predigen. Solche Vergötterung endlicher Wesen stand einem Thomas von Aquin wohl an; aber heute, drei Jahrhunderte nachdem Luther die alten Götzen zerbrochen hat, ihren Dienst bei einem protestantischen Volke wieder einbürgern wollen, das ist ein ebenso frevelhaftes wie vergebliches Beginnen, und die, welche den Königen mit diesen Fiktionen schmeicheln, sind ihre schlechtesten Freunde.

Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscher-Thron
Wie Fels im Meer.

Mögen die Geister der Männer, die in den dahingegangenen Jahrhunderten in drangvoller Zeit dem deutschen, dem preußischen Volke als Führer vorangeschritten sind, mit dem Könige von Preußen sein und die Entschlüsse ihm eingeben, welche der Ernst des Augenblicks, die Größe der Aufgabe fordern! Möge er des größten deutschen Mannes, möge er Luther's gedenken, welcher, als er vor Kaiser und Reich widerrufen sollte, so dachte: wenn er tausend Köpfe hätte, so wollte er sie sich eher alle abschlagen lassen, als von der erkannten Wahrheit weichen. Möge der König von Preußen des größten seiner Ahnen gedenken, des Königs, der, als in dem Kampfe, den er mit verwegenem Muthe begonnen, die Gefahren riesenhoch um

ihn sich aufthürmten, entschlossen war: sich eher unter den Trümmern seines Vaterlandes begraben zu lassen, als seine Schmach zu unterschreiben. Keine Compromisse, keine Palliative, wie fein der erfinderische Verstand der Diplomaten sie auch ausklügeln mag, vermögen die Wunde zu heilen, die seit sechzehn Jahren in Schleswig-Holstein blutet. Hier giebt es nur Ein Heilmittel, es heißt: Blut und Eisen; es giebt auch nur Einen Arzt, in dessen Hand dasselbe seine Wirkung nicht versagen wird, es ist der König von Preußen, wenn er hochgemuthet seine ganze Macht einsetzt für das volle Recht. Thut er es, so ist nicht nur der Sieg, wenn auch vielleicht nach schweren Kämpfen, ihm und der guten Sache sicher, für die er das Schwert gezogen hat; seine Heere werden von der Königsau, nachdem sie dort die Grenzmarken der deutschen Erde aufgerichtet, die deutsche Einheit als herrlichsten Siegespreis mit sich führen, und sein Name wird von allen kommenden Geschlechtern gesegnet werden. Denn an der Königsau und nirgends sonst steht das verzauberte Schloß, worin die deutsche Einheit, eine schlafende Brünhilde, des Helden harret, der sie wecken soll; und nur ein König von Preußen kann dieser neue Siegfried sein.

Wird der Hohenzoller, der jetzt auf dem Throne seiner Väter sitzt, sich zu so kühnem Entschlusse, zu so hochsinnigem Ehrgeiz erheben? Wir hoffen es, denn die Dinge, die da kommen werden, wenn Schleswig-Holstein und sein Recht von Neuem und für immer an seinen Erbfeind ausgeliefert wird, sind so grauenvoll, daß das Herz sich mit allen Fasern dagegen sträubt, an die Möglichkeit einer Politik zu glauben, die solche Früchte tragen müßte. So möge denn der, welcher die Herzen der Menschen lenkt, auch die, welche jetzt Macht haben in Preußen, zu den Entschlüssen leiten, welche allein dem Vaterlande zum Heile dienen können.

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Gibbon's Geschichte

des
allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges
des

Römischen Weltreichs.

Deutsch von Johann Sporschil.
Vierte Auflage.
12 Bde. 16. 1863. Preis 4 Thlr. 20 Ngr.

Die

Adelspartei in Preußen.

Eine
politisch-historische Abhandlung
zur
Würdigung der Ansprüche und Tendenzen dieser Partei.
2. Ausg. gr. 8. 1863. Preis 5 Ngr.

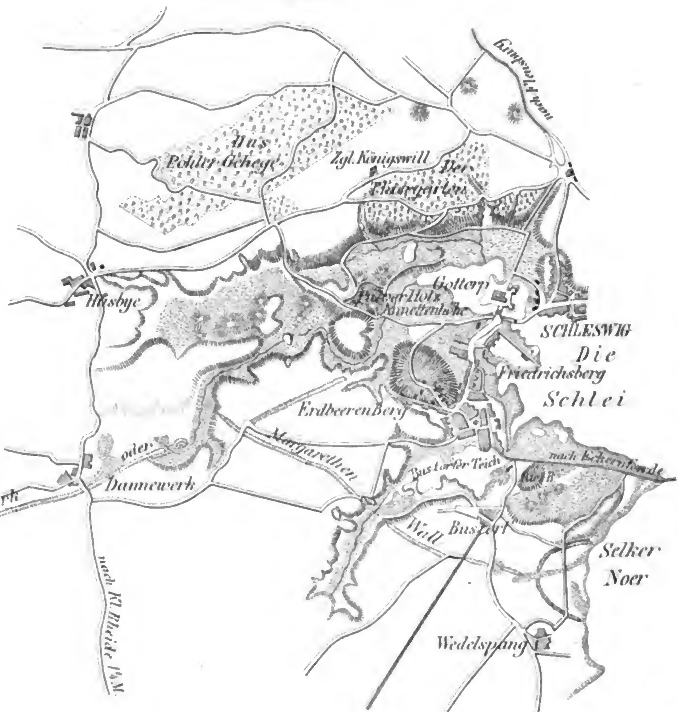
Deutsches Heer

und

Deutsches Volk.

Ein Wort für Jedermann
von
P. J. Wilcken
Hauptmann.
gr. 8. 1862. Preis 20 Ngr.

CROQUIS
des Schlachtfeldes von Schleswig.



Maasstab 1:150000.

½ deutsche Meile.

CROQUIS vom Sundewitt.



Maasstab 1: 150000.
½ deutsche Meile.

Schöllhorn.